

BF  
575  
J4  
F74  
1911

ÜBER DIE  
**PSYCHOLOGIE DER EIFERSUCHT**

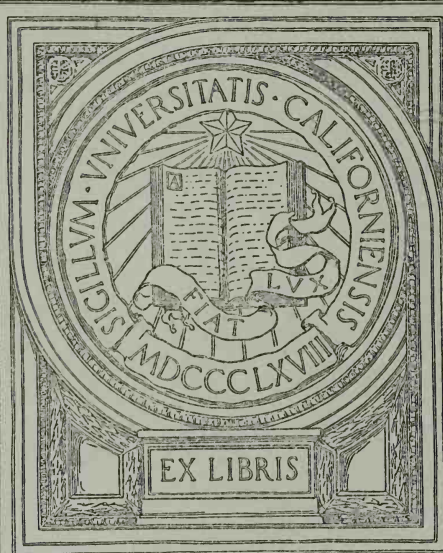
VON

**DR. M. FRIEDMANN,**  
NERVENARZT IN MANNHEIM.



WIESBADEN.  
VERLAG VON J. F. BERGMANN.  
1911.

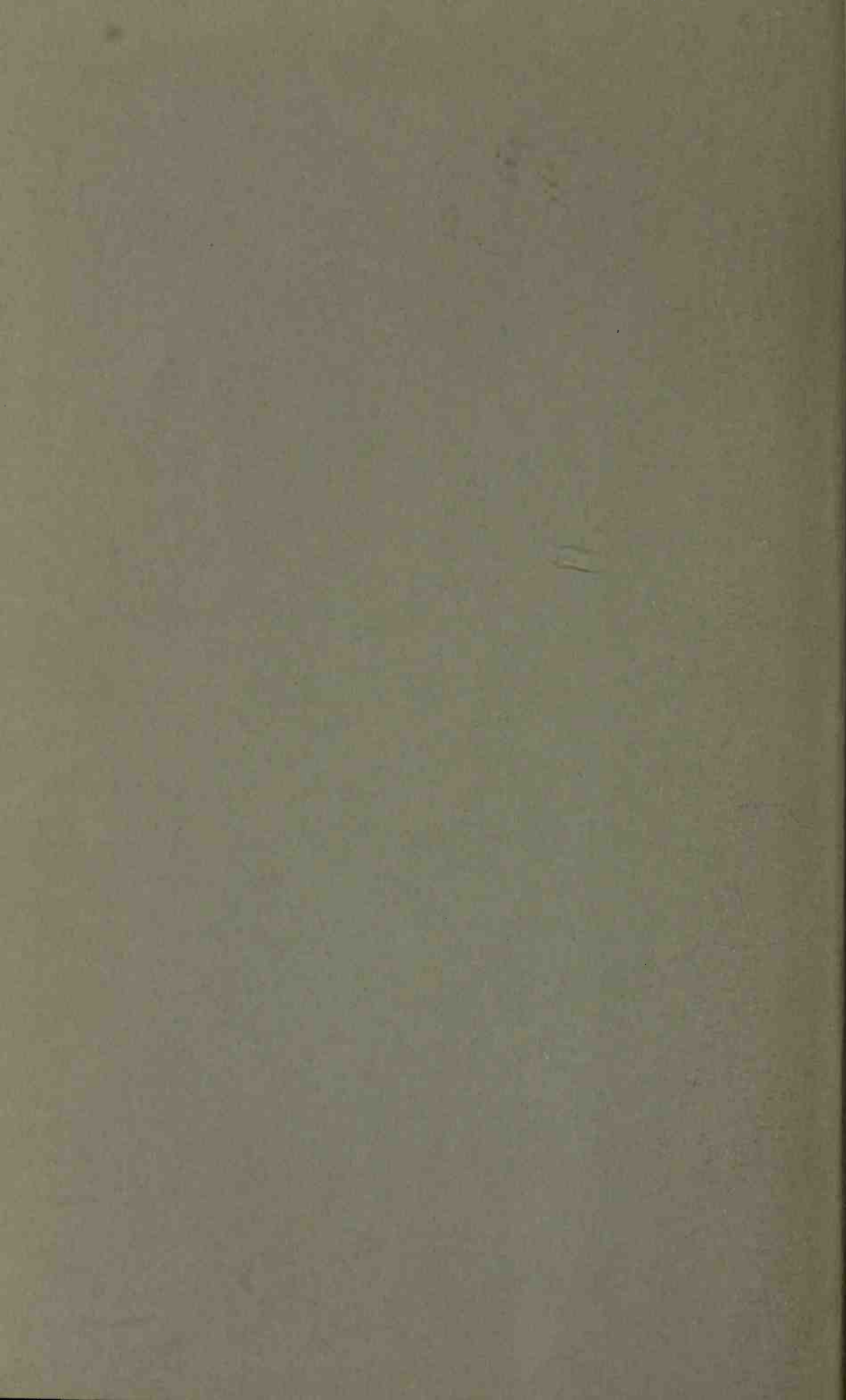
UNIVERSITY OF CALIFORNIA  
MEDICAL CENTER  
SAN FRANCISCO



EX LIBRIS

Gift of  
Mrs. Carl W. Stern







*H. Steyer  
Mannheim - März 1911*

# ÜBER DIE PSYCHOLOGIE DER EIFERSUCHT

VON

DR. M. FRIEDMANN,  
NERVENARZT IN MANNHEIM.

BF575

J4

F74

1911



WIESBADEN.

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1911.



# Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

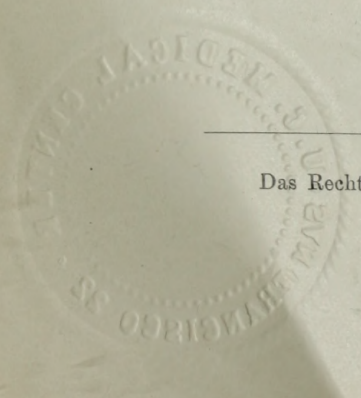
Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 82.

---

Nachdruck verboten.

Das Recht der Übersetzung in allen Sprachen vorbehalten.



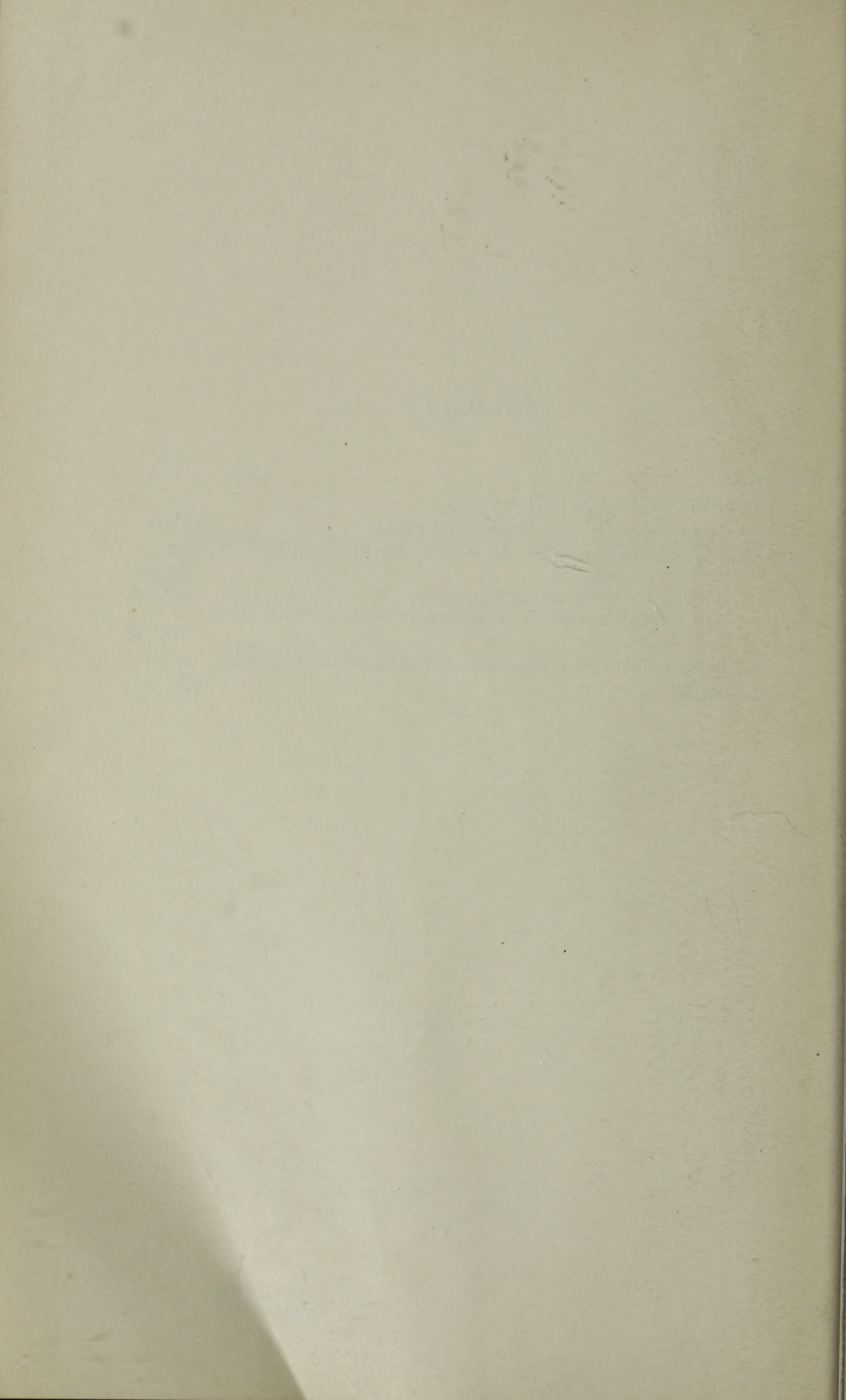


BF  
3  
G 82  
V 1  
121

## Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung . . . . .	V—VI
1. Was ist und wie entsteht die Eifersucht? . . . . .	1—17
2. Über die psychologische Grundlage der Eifersucht . . . . .	17—32
3. Einiges von den Wirkungen und Äusserungen der Eifersucht . . . . .	32—76
a) Im Allgemeinen . . . . .	32—43
b) Über die Eifersucht im Tierreiche . . . . .	43—53
c) Über die Entwicklung der Eifersucht im Gange der Kultur- entwicklung . . . . .	53—76
4. Über die Eifersucht in der Psychopathologie (die krankhafte Eifersucht)	76—108
Schlussübersicht . . . . .	108—112

~~HALT~~



## Vorbemerkung.

Unter den zahlreichen Einzelforschungen, aus welchen unsere Kenntnis der Wissenschaft vom Menschen sich aufbaut, hat das Studium der geistigen Leistungen z. B. in Religion, Kunst, Politik und Kultur überhaupt auch vom psychologischen Standpunkte aus vielfache Bearbeiter gefunden; dagegen sind die grossen Affekte und die starken Gefühlsäusserungen nur selten theoretisch untersucht worden, obwohl gerade sie mehr noch als unsere Erkenntnis die Herren und die entscheidenden Faktoren unseres Handelns sind. Bei der Eifersucht speziell würde die Einsicht in ihre psychologischen Grundlagen und in ihr Wesen nicht allein dem Künstler und Dichter Förderung bringen können, sondern auch dem Soziologen, dem Kriminalisten, dem Ethiker und namentlich auch dem Pädagogen. Gleichwohl ist bis jetzt, abgesehen von gelegentlichen kurzen Notizen, allein die Äusserung der Eifersucht in der Psychopathologie wissenschaftlich behandelt worden.

Nun ist es ja richtig, dass wir die Affekte schon durch die tägliche Lebenserfahrung praktisch kennen lernen, wie wir ja auch ihre Benennung und Ermittlung allein der populären Psychologie bisher verdanken; und ebenso ist anzuerkennen, dass auch der theoretischen Erforschung schliesslich kaum ein anderes wissenschaftliches Material zur Verfügung steht als die allgemeine Erfahrung selbst. Gleichwohl bleibt die Ordnung und Sichtung der letzteren nach psychologischen Grundsätzen nicht ohne Nutzen. Was lehrt uns denn die gewöhnliche Lebenserfahrung bezüglich der Natur der Eifersucht? Sie trennt mit Recht diesen Affekt von den legalen Konkurrenzgefühlen und versteht unter jener die unberechtigte und die blind leidenschaftliche Erregung beim Erleben einer Konkurrenz. Sicher ist sie dabei geneigt, in der Eifersucht ein ursprüngliches starkes und spezifisches Gefühl zu erblicken.

Was lehrt uns aber die systematische Untersuchung? Sie zeigt, dass die Eifersucht direkt hervorgeht aus der allgemeinsten Eigenschaft aller Gefühle überhaupt, daraus nämlich, dass sie alle mit starken Strebungen stets verknüpft sind. In der Situation einer Konkurrenz, eines Wettbewerbs liegen nun eigenartige Be-



dingungen, welche einerseits jene Strebungen ganz besonders verstärken und welche sich zu einem förmlichen impulsiven Drängen steigern können. Andererseits ergibt sich, dass dieser leidenschaftliche Drang sehr oft direkt widersinnig und schädlich wird, dann nämlich wenn nur der Konkurrent in legaler Form seiner Funktion obliegt, der Zuschauer aber es nicht erträgt infolge der in ihm ebenfalls erregten Strebungsimpulse, selbst dabei ausgeschaltet zu sein. Das ist der Grundvorgang in der Eifersucht. Wie sie aber weiterhin erstarkt und sich fortentwickelt, das erklärt sich erst aus komplizierten Verhältnissen, die im Laufe dieser Abhandlung klar werden und welche wir in der „Schlussübersicht“ nochmals in Kürze zusammenzufassen uns bemüht haben (s. S. 108—112).

Im übrigen aber gewährt uns der „Sport“ einen sozusagen experimentellen Beleg für diese Theorie; er zeigt uns, wie aus einer eifrigen gemeinsamen Betätigung fast von selbst der Wetteifer, d. h. die gutartige Form der Eifersucht herauswächst.

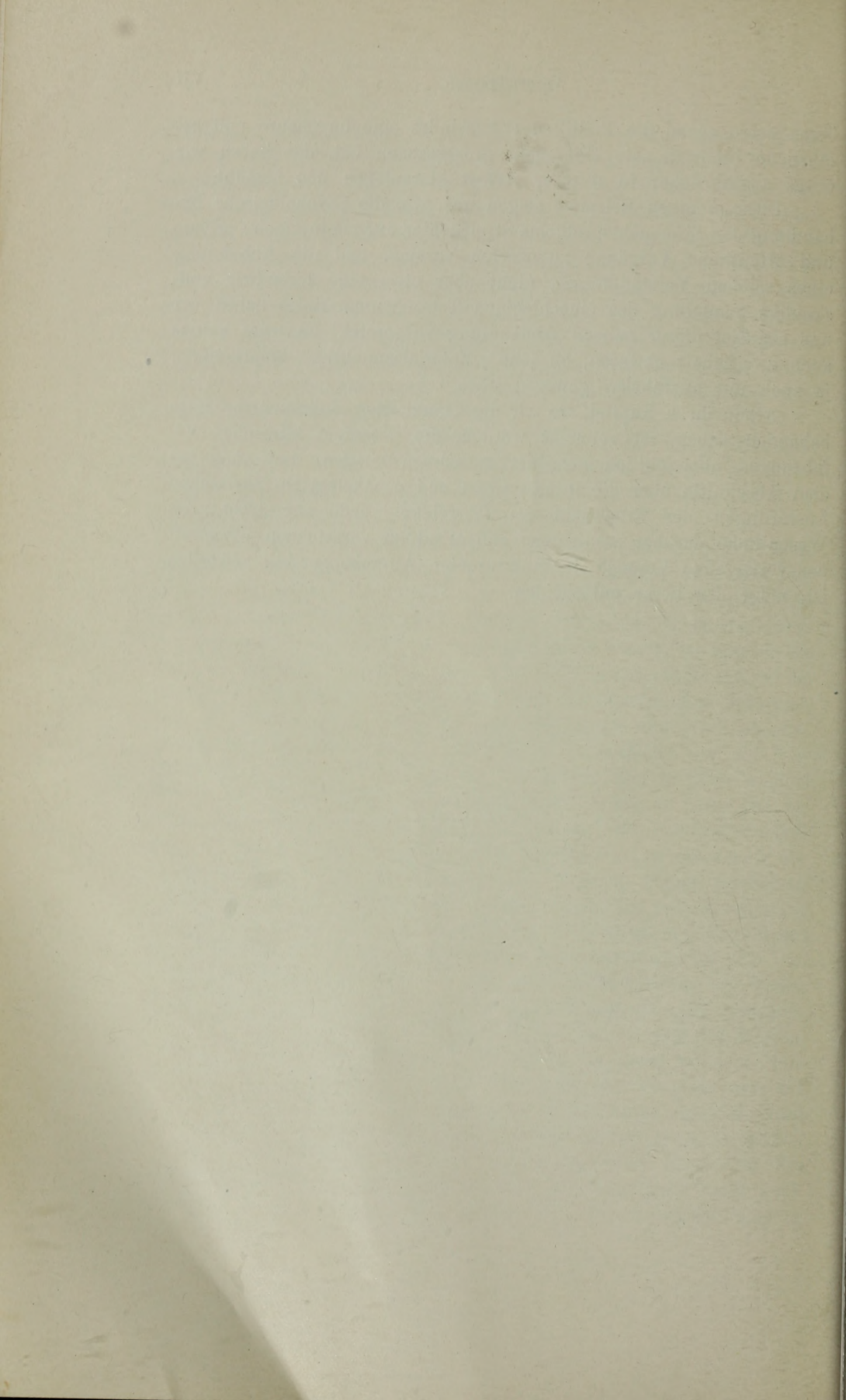
Ist auch die Eifersucht gewöhnlich ein instinktiv sich geltend machendes Nebenprodukt der Konkurrenz, so kommt auch das umgekehrte Verhalten oft genug vor. Die Eifersucht wird dann geweckt, induziert durch andere Affekte. Wird ein Ehemann durch Zwistigkeiten u. dgl. misstrauisch gegen seine Gattin, so dass er sie förmlich bewacht, so folgen rasch die Konkurrenzgefühle gegen die Bekannten der Ehefrau. Hatten sich zwei Kunstrichtungen bekämpft, war der Existenzstreit zwischen Protestantismus und Katholizismus durchgefochten, hatten Nord und Süd in Deutschland um die Vormacht lange Zeit im Zwist gelegen, so erlebte man in allen solchen Fällen eine merkwürdige Folgeerscheinung. Jedesmal hatte ein bestimmtes, sachliches Kampfobjekt vorgelegen; die Fehdebereitschaft aber, in der man sich befand, führte zu einer allgemeinen Beobachtung allen Tuns und Treibens der Gegner. Damit erwachsen wiederum von selbst allgemeine Konkurrenzgefühle und so entstand sekundär die Idee, dass der Gegner ein allseitiger Konkurrent sei. Wir wissen, was daraus schliesslich hervorgegangen ist: die verschiedenen Kunstliken haben sich auch wirtschaftlich das Leben sauer gemacht; der Katholizismus in Deutschland hat sich seltsamerweise zu einer mächtigen politischen Partei formiert mit der Fiktion, es bestehe ein fundamentaler politischer Gegensatz zwischen ihm und dem Protestantismus, etwa wie zwischen der liberalen und der konservativen Richtung. Und obwohl der Machtkampf zwischen Nord und Süd in Deutschland längst gegenstandslos geworden ist, so fanden wir bis vor kurzem eine heftige partikularistische Eifersucht des letzteren gegen jenen mindestens in allen wirtschaftlichen, aber auch oft in politischen Fragen. Wie endlich die „Wachsamkeit“ unserer

Tagespresse gegen die Politik des Auslandes eine ungeheure und gefährliche internationale Eifersucht grossgezogen hat, das haben wir etwas ausführlicher in unserer Arbeit klarzulegen uns bemüht.

Diese wenigen Beispiele zeigen uns, wie die psychologische Behandlung des Eifersuchtsproblems Streiflichter auf mannigfache private und öffentliche Vorgänge zu werfen vermag, und die Anbahnung eines solchen Verständnisses, nicht aber etwa eine irgendwie vollständige Sammlung des einschlägigen Tatsachenmaterials haben wir uns als Ziel dieser ganzen Abhandlung vorgesetzt. Es wäre gewiss auch zweifelhaft gewesen, ob jene „Materialsammlung“ erspriesslich, ja auch nur ausführbar gewesen wäre.

Allein im 4. Kapitel, wo wir die krankhaften Eifersuchtsprozesse behandelt haben, ist versucht worden, die gesamten klinischen Erfahrungen übersichtlich geordnet zusammenzustellen, und auch bei dem Abschnitte über die interessanten und psychologisch lehrreichen Äusserungen der Eifersucht im Tierreiche wurde angestrebt, das Wesentliche darüber wenigstens andeutend zu verzeichnen. Wieweit der vorliegende Versuch der angestrebten Aufgabe gerecht geworden ist, möge der Leser entscheiden.

---





## 1. Was ist und wie entsteht die Eifersucht?

Über die Eifersucht im allgemeinen besitzen wir wenigstens in der deutschen Literatur meines Wissens noch keine zusammenfassende wissenschaftliche Darstellung, soviel auch dieser Affekt unser Denken von jeher beschäftigt hat und so gross auch das Interesse ist, welches ihm von seiten aller modernen Dichter geschenkt worden ist. Während man in der klassischen Dramatik der Griechen kaum Hinweise darauf antrifft, hat beispielsweise der grosse Kenner der menschlichen Seele Shakespeare vor allem im Othello, dem Wintermärchen, Cymbeline, dann in den Lustspielen Mass für Mass, den „lustigen Weibern“, und gelegentlich noch öfter die Verwicklung seiner Dramen darauf aufgebaut. Schiller hat in den Räubern, in Kabale und Liebe, in der Braut von Messina, in Maria Stuart die Leidenschaft in scharfen Strichen gemalt, Göthe im „Torquato Tasso“ und sehr liebenswürdig in dem Jugendwerke „die Laune des Verliebten“, Lessing in Miss Sarah Sampson und Emilia Galotti, während das moderne französische Lustspiel und Drama seit Dezennien vielleicht zur Hälfte seine dramatischen Akzente damit bestritten hat. Dass auch in der italienischen Dichtung und Oper bis in die neueste Zeit die Eifersucht eine bedeutende Rolle spielt, ist begreiflich; und umgekehrt ist es vielleicht nicht ohne psychologisches Interesse, dass die deutschen Dramatiker der Gegenwart einschliesslich Ibsen sich mit merklich geringerer Vorliebe dieser Seelenbewegung zugewendet haben.

Obwohl also die praktische Psychologie der Eifersucht reichlich von den Dichtern durchforscht worden ist, so dürfte es doch nicht überflüssig sein, wenn wir uns zu Anfang unserer Besprechungen über den Begriff selbst einigen. Man nennt fast durchweg die Eifersucht eine Leidenschaft und stellt sich dabei die Stufenfolge Gefühl, Affekt, Leidenschaft vor. So kann man vom Ärger zum Zorn und dann zur Rachsucht voranschreiten, vom Angenehmen zur Freude und zur Genussucht. Affekt ist dabei das gesteigerte Gefühl, verbunden mit dem Triebe zur Betätigung oder Entladung; von Leiden-

schaft sprechen wir, wenn der Affekt habituell geworden ist und damit eine schädliche oder verwerfliche Richtung erhält, die wir im Deutschen mit dem Worte „Sucht“ kennzeichnen. Gleichzeitig tritt damit das Begehren stark hervor, so in den Begriffen Habsucht, Ehrgeiz. Im übrigen ist in der älteren Psychologie die Leidenschaft ziemlich vielfältig und abweichend definiert worden. Während die Alten (Stoiker, Plato etc.) von ihrem substantiellen Seelenbegriffe ausgehend in jener das Beherrschtsein der Seele, die „passio“ sahen, hatte zuerst Leibnitz sie als Begehrung (*tendances, qui viennent de l'opinion ou du sentiment*) ziemlich richtig aufgefasst und Kant<sup>1)</sup> sie „als zur bleibenden Neigung gewordene sinnliche Begierde“ erklärt, wobei er freilich auch den uns schwer verständlichen Satz gelegentlich hinzufügte, „wo viel Affekt, ist wenig Leidenschaft“. Von den modernen Psychologen geht Wundt<sup>2)</sup> wohl etwas zu weit, wenn er den Begriff als einen populären und vieldeutigen überhaupt aus der Psychologie ausmerzen will; Lipps<sup>3)</sup> dagegen sagt darüber sehr ansprechend: „Wer zu starken Affekten neigt, wird wohl auch als leidenschaftlich bezeichnet. Leidenschaft ist im übrigen der dauernde Zustand besonderer Erregbarkeit für bestimmte Arten psychischer Vorgänge und Zusammenhänge von solchen und für die daraus hervorgehenden Strebungen und Wollungen.“

Wollen wir nun feststellen, ob die Eifersucht wirklich eine Leidenschaft in diesem komplexen Sinne ist oder aber ein einfaches Gefühl bzw. ein Affekt, so können wir uns nicht ohne weiteres zu dem Behufe an unsere Selbstbeobachtung wenden. Sind die Grenzen der letzteren ohnehin eng gesteckt, so ist sie besonders unergiebig in dem ganzen Gebiete der Gefühle. Das geht so weit, dass über die elementarsten Fragen, was die innere Erscheinungsform der Gefühle betrifft, die Äusserungen der massgebenden modernen Psychologen weit voneinander abweichen. Gefühle sind ja stets etwas Sekundäres, sie entstehen aus den primär vorhandenen Empfindungen oder Vorstellungen, der Wohlklang z. B. aus einer Akkordfolge, der seelische Schmerz aus einem schlimmen Ereignisse. Nun stellt kein Geringerer als Wundt den Satz auf, dass die qualitative Beschaffenheit der Gefühle in ausserordentlich zahlreichen Artungen sich uns innerlich darstelle, so zahlreich, wie die Empfindungen und Empfindungskombinationen verschieden seien, aus welchen die Gefühlstöne sich ergeben. Die grosse Mehrzahl der Psychologen erkennt aber in den Gefühlen nur zweierlei

<sup>1)</sup> Vergleiche dazu die ausführliche historische Übersicht bei Volkmann, Lehrbuch der Psychologie, III. Aufl. Cöthen 1884, II. Bd. p. 522.

<sup>2)</sup> Wundt, Grundg. d. physiol. Psychologie. 5. Aufl., Leipzig 1903, III. Bd. p. 226.

<sup>3)</sup> Lipps, Leitfad. d. Psychologie. 2. Aufl. Leipzig 1906. p. 311.

Varietäten, sie sind entweder angenehm oder unangenehm. Alle Differenz liegt im übrigen nur in den Empfindungen selbst und dann noch bei den Affekten in den sie begleitenden vasomotorischen und mimischen Impulsen. Wundt hingegen will in der Lust und Unlust nur eine allgemeine Eigenschaft der Gefühle (neben ihrer jeweils besonderen Natur) erblicken, und er fügt zudem noch zwei fernere Hauptrichtungen hinzu: sie sind nämlich jedesmal ausserdem entweder spannend oder lösend und weiter erregend oder hemmend. Auch diese Charakterisierung erfreut sich nicht allgemeiner Beistimmung. Zwar ist sehr alt die Einteilung der stärkeren Gefühle, der Affekte, in *sthenische* (z. B. Zorn, Mut) und *asthenische* (z. B. Furcht, Angst) und viele Psychologen (z. B. Münsterberg, Lipps, Jodl) nehmen meiner Ansicht nach mit Recht an, dass die Strebung, das Hauptelement des Willens, unmittelbar im Gefühle enthalten sei. Darin ist den Wundtschen Gefühlsrichtungen schon Rechnung getragen; immerhin ergibt sich aus dem Bestehen so tiefgreifender Kontroversen über die psychologische Natur der Gefühle, dass unsere Selbstbeobachtung uns keine sehr klaren Aufschlüsse darüber zu geben vermag. Und wer z. B. in der schönen Psychologie Jodls dessen ausführliche Schilderung der Gefühle aufmerksam durchliest, wird zu dem gleichen Resultate gelangen, dass der Versuch einer speziellen Analyse der Gefühle schliesslich keine grosse Ausbeute liefert.

So ergibt sich von selbst der Weg für eine psychologische Untersuchung der Eifersucht. Die Frage, ob es sich um ein einfaches Gefühl oder um einen komplexen Vorgang dabei handelt, kann vorerst unentschieden bleiben, und es ist sogar zweifelhaft, ob sie überhaupt entschieden werden kann. Wir müssen aber folgendes tun: erstlich die Erlebnisse und Vorgänge feststellen, bei welchen man von Eifersucht spricht; zweitens die Empfindungen und Gefühle herauszufinden suchen, welche darin regelmässig wiederkehren und somit die wesentlichen sind; drittens die Handlungen und Strebungen ermitteln, welche gewöhnlich mit den Vorgängen sich entwickeln, die uns eifersüchtig zu machen pflegen.

Dabei muss man zugleich auf das Verhältnis achten, in dem die Eifersucht zu verwandten Gefühlen steht, vor allem zum Neide, dann auch der Missgunst u. ä. Jedenfalls sind solche kurze einfache Definitionen, wie man sie manchmal trifft, die Eifersucht sei „das Streben nach dem Alleinbesitze eines begehrten Objektes oder Subjektes“, nicht ausreichend<sup>1)</sup>. Von vornherein steht fest, dass die Eifersucht zu jener grossen Gruppe von Affekten gehört, welche

<sup>1)</sup> So auch gewiss nicht Spinozas Definition: Eifersucht ist der mit Neid verbundene Hass gegen den geliebten Gegenstand.

die Menschheit zu gegenseitiger Feindseligkeit aufstacheln, und betrachten wir diese etwas näher, so ist klar, dass zwei Klassen darunter zu allen Zeiten den grössten und verderblichsten Einfluss entfacht haben: die eine geht hervor aus dem mächtigen Faktor des Eigennutzes und der Eigenliebe, die andere aus den Reibungen, welche durch persönliche Gegensätze, Zorn, Rachsucht, Abneigungen und dgl. veranlasst werden. Es ist nun eine wichtige und interessante Frage, ob ausserdem noch eine dritte Kategorie beim Menschen existiert, ein primärer Hang zur Grausamkeit, eine Lust, seinem Nebenmenschen ohne Grund Schaden zuzufügen. Die Frage ist früher unter anderem von dem englischen Psychologen Bain, einem scharfsinnigen und gewissenhaften Forscher, bejaht worden, und dass unter abnormen Zuständen bei der sogen. „moral insanity“ und bei manchen entarteten Alkoholisten solche Raubtierinstinkte primär vorhanden sind, dass ferner der Sadismus von sexuell perversen Personen hierher gehört, das darf wohl bejaht werden.

Dagegen hat es sich der bekannte holländische Ethnologe Steinmetz<sup>1)</sup> in einer mit grosser Umsicht geführten Untersuchung angelegen sein lassen, die Ansicht zu entkräften, dass es eine primäre und motivlose Freude an der Grausamkeit gegen die eigenen Genossen oder den Nebenmenschen überhaupt als normale Gefühlsform gebe. Er legt dar, dass sich jedesmal irgend ein Motiv aufzeigen lasse, sei es durch die Wirkungen der Rachsucht, durch den Einfluss religiöser Ideen (welche z. B. dem abscheulichen Hang zum Kopfab schneiden bei den Eingeborenen Sumatras zugrunde liegen), der Blutrache, ferner als eine Art Genugtuung an dem Machtgefühl, wenn man andere unterjochen und zu Füssen treten kann, ein Motiv, das z. B. den Indianern Nordamerikas nahe liegt; dazu kommt, dass durch das Quälen anderer bei rohen Naturen eine Art von Sensation, von Nervenkitzel erzeugt wird, der ja auch bei dem Hunger unserer Volksgenossen nach Lektüre von Mordprozessen und sogen. Schundliteratur mitspricht. Und endlich ist sehr wichtig die Unüberlegtheit und die Unkenntnis der Folgen der Grausamkeit, wie sie insbesondere in dem Quälen von Tieren bei Erwachsenen und noch mehr bei Kindern zum Ausdruck gelangt. Eines dieser Motive oder ein ähnliches wird man somit durchgängig ermitteln können; die Blutgier eines Nero, der bekanntlich sich weidete an dem Morde seiner Untertanen, liegt nicht in der menschlichen Natur an sich begründet.

Haben wir nun aber in der Eifersucht ein solches neues drittes Gefühlsmotiv zu erblicken, welches die Menschen einander

<sup>1)</sup> Steinmetz, Ethnol. Studien z. Entwicklung d. Strafe. 2 Bde. Leiden und Leipzig 1894. p. 5—89.



feindlich macht, oder ist auch sie gleich dem Hange zur Grausamkeit nur irgendwie ein Ausfluss der vorhin genannten beiden Faktoren, welche die Triebfedern und Grundlagen weitaus der meisten menschlichen Handlungen und Gefühlswerte darstellen? Geht also die Eifersucht zunächst hervor aus persönlicher Gegnerschaft? Es liegt nahe, dies zu glauben; denn Empfindungen der Feindseligkeit werden gewiss gegen den Nebenbuhler laut werden, wenn etwa dieser im Wettbewerbe um ein heiss geliebtes Weib den Siegespreis davongetragen hat, und oft genug ist der Abschluss eines solchen Dramas der Zweikampf auf Tod und Leben gewesen. Aber ist denn wirklich in einem solchen Falle die persönliche Gegnerschaft schon die Ursache der Eifersucht gewesen und ist sie nicht vielmehr bloss die Folge der letzteren? Sehen wir einen anderen praktischen Fall an: eine Schwiegermutter hat den Schwiegersohn gerne angenommen und ihn lieb gewonnen. Nach Abschluss der Ehe aber wird sie eifersüchtig auf die Liebe ihrer Tochter, welche diese zu ausschliesslich ihrem Gatten schenkt. In diesem Falle nun kann sich die Frau vollkommen klar darüber sein, dass sie trotz ihres Eifersuchtsgefühles den Schwiegersohn noch unverändert gern hat; aus persönlicher Abneigung ist also ihr Gefühl gewiss nicht entsprungen. Aber es kommt auch das direkt Entgegengesetzte vor: in den amerikanischen Südstaaten, wo die Neger verachtet sind, mag ein solcher einem Weissen die Geliebte oder Frau abspenstig machen oder es kommt bei uns vor, dass eine vornehme Dame sich geschlechtlich mit ihrem Kutscher einlässt. Wird dann der Weisse oder der vornehme Herr sich soweit herablassen, auf den Ehebrecher eifersüchtig zu werden? Ich meine, das wird selten sich ereignen; wohl aber wird das Gefühl der Rachsucht und der Verachtung oder bitterbösen Feindschaft gegen jenen mächtig werden.

Wie wenig persönliche Gegnerschaft an sich für das Gefühl der Eifersucht erforderlich ist, geht auch daraus hervor, dass bekanntlich oft genug die Leidenschaft „gegen Unbekannt“ entbrennt, wenn man die Untreue der Frau voraussetzt, aber den Nebenbuhler gar nicht kennt, oder wenn man diesen nur aus der Ferne gesehen hat, wenn man Eifersucht fühlt gegen einen früheren, jetzt vielleicht schon toten Liebhaber der Frau. Endlich scheint mir noch psychologisch sehr fein in diesem Sinne die Bemerkung des Romanschriftstellers Graf Kaiserling zu sein, eines Spezialschilderers der Erotik, der von seinem Helden bei der Erzählung eines Freundes von seiner Verliebung bemerkt: „er hörte nur ungern zu; der Gedanke an ein schönes Weib in Verbindung mit einem anderen als ihm selbst war Günther stets zuwider.“ Man sieht aus diesen wenigen Beispielen, dass bezüglich des persönlichen Verhältnisses zu dem Konkurrenten die mannigfachsten Möglichkeiten vorliegen können: man kann die

Person sogar noch gern haben, man kann sie kaum oder gar nicht kennen, sie kann einem zu gering erscheinen, als dass man gegen sie eifersüchtig würde, und man kann endlich ihr Todfeind werden. Hier liegt also kein wesentliches Motiv der Leidenschaft verborgen.

Wie aber steht es mit der Eigenliebe, dem persönlichen Interesse? Sie ist gewiss die stärkste Triebfeder in allem menschlichen Tun, und schliesslich steckt nichts anderes dahinter als die Tatsache, dass auf jeden Reiz, auf jedes Erlebnis zunächst das Ich als Ganzes reagiert, und so sind denn alle Gefühle entweder angenehm oder unangenehm, nämlich eben auf das Ich bezogen. Selbst die altruistischen Gefühlskomplexe wie Nächstenliebe, Mitleid, sogar die Geschlechtsliebe hat man hypothetisch im Sinne des englischen Utilitarismus schliesslich darauf zurückgeführt. Wird also nicht auch die Eifersucht in ihr gewaltiges Geltungsbereich hineingehören? Freilich, wir betrachten dabei das, was der andere tut; aber doch wohl so, wie es auf uns wirkt?

Sah denn nicht jene Schwiegermutter in erster Linie ihre Eigenliebe gekränkt dadurch, dass das neue Glied der Familie sie selbst soweit abdrängt aus dem Herzen der Tochter? Und wenn von zwei Staatsbeamten der eine in seiner Laufbahn den anderen überholt, wird nicht zuerst das Selbstgefühl des letzteren darunter leiden müssen? Gewiss wird das so sein; aber ist das Eifersucht, was dann entstanden ist, und nicht vielmehr ein anderes Gefühl, sei es eben die gekränkte Eigenliebe oder der Neid? Sind wir denn eifersüchtig auf den Reichtum eines Nachbarn? Gewiss nicht, wohl aber eventuell neidisch. Eifersüchtig mögen wir werden auf sein Gebaren, sein pompöses Auftreten, seine Erfolge in der Gesellschaft, nicht aber auf den Besitz. Setzen wir nun den Fall, jener Kollege im Amt sei ein Genie, er steige empor bis zum Minister, wird auch dann der ehemalige Kollege noch auf ihn eifersüchtig sein? Dieser Gedanke ist kaum vollziehbar. Nun kann man sagen, jener Minister hat so viele Kollegen überholt, dass der einzelne sich darüber nicht mehr zu grämen braucht. Indessen einmal erinnere man sich des Falles von Ehebruch zwischen Herrin und Diener; das müsste doch das Selbstgefühl des Herrn nicht wenig niederschmettern. Und dann ist auch dem hochgestiegenen Minister gegenüber durchaus Raum für ein anderes Gefühl, in welchem die verletzte Eigenliebe zum Ausdruck kommt, für den Neid.

Wollen wir diesen letzteren definieren, so können wir etwa sagen: Neid ist das mit Ärger gemischte Bedauern darüber, dass ein anderer einen uns selbst lebhafter erwünschten Wert besitzt oder errungen hat.

Hier ist das Wesentliche, dass einem anderen ein Besitz missgönnt wird, sonst liegt nicht viel in dem Begriff, vorab kein Streben,

keine Begierde. Von der Eifersucht erfuhren wir bisher, dass sowohl persönliche Gegnerschaft wie gekränktes Selbstgefühl darin eine Rolle spielen können; zum Wesen der Sache aber können beide Gefühle nicht gehören, denn sie können da sein, während die Eifersucht nicht ausbricht, und obwohl ein deutlicher Mitbewerb stattgefunden hatte, und ebenso umgekehrt, sie können wenigstens ab und zu — freilich nicht oft — fehlen und jene Leidenschaft kommt doch zustande.

Im übrigen kennen wir die letztere bis jetzt noch nicht genügend. Wir müssen daher noch weitere praktische Fälle ins Auge fassen. Ein Schauspieler möge Zeuge des lauten Beifalles werden, den sein Berufskollege für eine packende Leistung auf der Bühne empfängt. Auch wenn er persönlich gut mit jenem steht, wenn ihm selbst der Erfolg nicht versagt geblieben ist, so wird er nicht leicht ganz frei von Eifersucht dabei sich erhalten können, vorausgesetzt wenigstens, dass er selbst grossen Eifer für den Beruf und Ehrgeiz empfindet. Wie ist das möglich? Ist nicht alles mit rechten Dingen zugegangen, hat ihm der dem Kollegen gespendete Beifall irgend etwas entzogen? Hat er einen Grund, dem anderen nichts Gutes zu gönnen? Das alles kommt hier nicht in Betracht. Nun noch einige andere Beispiele. Der deutsch-amerikanische Schriftsteller Sealsfield hat einmal ungemein anschaulich die improvisierten Wettrennen beschrieben, welche vor 50—60 Jahren, als die Sache noch neu war, die Personendampfer auf dem Mississippi veranstalteten. Liefen die Schiffe hintereinander her, so strebte einer mit Macht, dem anderen zuvorzukommen, der grösste Teil des Publikums wurde dabei Feuer und Flamme und doch ging das seltsame Vergnügen um Tod und Leben, denn die Maschinen wurden dabei bis an die äusserste Grenze der möglichen Dampfspannung angeheizt „Dem Kapitän wurde es heiss — erzählt Sealsfield —, seine Augen hingen starr an dem feindlichen Schiffe, das die fünf anderen mit seiner stärkeren Maschine bereits zurückgelassen hatte. Und dann wurde er rot und grün, seine Zähne knirschten und er biss sich wie im Krampfe auf die Lippen.“ Und dann als der Maschinenführer von einigen Damen und einem älteren Herrn bestürmt die Ventile geöffnet hatte und der „Washington“ um 2 Minuten vorankommt, steht jener wie mit Kalk übergossen, den Angstschweiss auf der Stirne, das Blut ihm in die Augen schiessend. Der Erzähler aber, ein amerikanischer Passagier, fällt über den Maschinenführer her; „war euch doch so toll, wäre der Kapitän nicht gewesen, ich hätte ihn auf der Stelle geledert, und sollte es mich tausend Dollars gekostet haben. Und die Damen waren so böse und der alte Gentleman so bitterböse und kalt, eine Feuerzange ist nichts dagegen. Konnt' aber nicht helfen. Ehre geht mir über alles.“

Hier ist also ein Fall, wo überhaupt keine Person und kein

realer Wert im Spiele ist, wo nichts gewonnen wird, zumal von den Passagieren, wohl aber das Leben riskiert werden kann, alles allein „um die Ehre“ oder viel besser gesagt allein um den Eifer an einem lediglich improvisierten Wettbewerbe. Der wirkliche agent provocateur ist die Eifersucht der Personendampfer unter sich, sie reisst aber alle Insassen beinahe wie ein Wirbelwind mit fort.

Einen unserer modernsten Dramatiker Vonmöller hat es gereizt, in einem Schauspiel (Die Liebhaber der Gräfin Armagnac) die Stärke der Liebesifersucht, in einem anderen noch drastischer die Wirkung des Machtwillens und der dadurch entflammten Eifersucht als einziges psychologisches Problem darzustellen. Hier, in „Herzog Boccaneras Ende“ bringt die Unmöglichkeit, die steigenden Erfolge seines siegreichen Feldherrn und künftigen Schwiegersohnes zu ertragen, den ehrgeizigen Mann dazu, dass er seinen Admiral in den Kampf hinausshickt, zugleich aber insgeheim eine zweite Flotte ausrüstet, deren arglistige Aufgabe es war, dem eigenen Heere im kritischen Momente, wo der Sieg schon sicher schien, in den Rücken zu fallen und so sich selbst eine schwere Niederlage zu bereiten. Und nicht nur das, der verstandesscharfe alte Herr sieht voraus, dass sein Feldherr das tückische Doppelspiel durchschauen wird, und dass er sein Leben opfern muss, das jener als Sühne in der Tat von ihm verlangt. Er liebt seinen hochsinnigen Feldherrn und Eidam und doch bringt er es nicht über sich, vor seinem Ende nochmals den Siegeslorbeer auf dessen Haupt prangen zu sehen. Auch hier, wo der Dichter die Psychologie der Eifersucht direkt zum Problem gestaltet hat, fehlt also jede persönliche Spitze oder Gegnerschaft, jeder reale Wert als Objekt der Rivalität, im Gegenteile der Eigennutz wird völlig preisgegeben, sogar das eigene Leben, nichts anderes als der heroische Impuls, den Konkurrenten um das Ansehen im Volke zu verdrängen, überwältigt die Seele des ehrgeizigen Fürsten. Als Motiv bleibt schliesslich nur der Machtwille übrig, und das wird in dem Drama auch ausdrücklich, ja für meinen Geschmack viel zu breit, auseinandergesetzt.

Für die psychologische Deutung der merkwürdigen und gefährlichen Leidenschaft ist noch eine fernere Tatsache von grossem Wert; mag uns jene auch wie die Verzerrung eines ursprünglich schönen Ideals erscheinen, so sehen wir sie, wie jeder weiss und wie nachher noch etwas genauer auszuführen ist, doch in ausgesprochener Weise im Tierreiche, und zwar bis herab auf relativ tiefstehende Stufen. Hier zur Erläuterung nur ein Beispiel, wie es jeder Hundebesitzer aus eigener Anschauung vielfältig kennen lernt. Ich hatte einen jungen Rattenfänger, mit dem ich längere Zeit allein auszugehen pflegte. Dabei lief er nach seinem eigenen Vergnügen überall herum, ohne



sich viel um mich zu kümmern, sogar so, dass ich ihn oft mühsam von seinen Seitensprüngen zurückrufen musste. Das Tier war aber eine ziemliche Zeitlang wie ausgetauscht, wenn ich unterwegs Gesellschaft traf, die mich dann begleitete. Er wich nun nicht mehr von meiner Seite, drängte sich zwischen mich und den anderen Herrn und konnte sich auf einmal nicht genügen, um mir seine Anhänglichkeit durch Emporspringen an mir, Bellen, Schweifwedeln, kurz durch alle Ausdrucksformen, die der Hundeseele zur Verfügung stehen, zu bezeigen. Dasselbe Tier war — im Gegensatze zu den meisten seiner Rasse — recht feig gegen andere Hunde; kam aber ein solcher, auch wenn er weit grösser und stärker war als er, in unser Haus, so kannte sein Zorn keine Grenzen. Nur griff er schneidig an, verbiss sich mit seinen Gegnern und kümmerte sich wenig um die etwa so erhaltenen ehrenvollen Wunden. Auch diese Art von gegenseitiger Eifersucht der Hunde ist ja allgemein bekannt.

Doch auch das Verhalten des Tieres im ersteren Falle ist ganz unzweideutig; ihm war die noch ungewohnte Konkurrenz des menschlichen Gesellschafters um seinen Herrn peinlich und sie spornte ihn an, seine Zusammengehörigkeit zu mir in impulsiv verstärktem Masse zu betätigen.

Halten wir jetzt inne und fragen wir uns, was wir bis nun konstatiert haben!

Zunächst ist eines klar: die Eifersucht wird stets durch einen Wettbewerb, eine Konkurrenz ins Dasein gerufen. Das Ziel oder der Gegenstand der letzteren ist ein eigenartiger und spezifischer: die machtvollen Faktoren, welche sonst die Menschen zu Widersachern ihrer Artgenossen machen, die Selbstsucht und Eigenliebe einerseits, die Gefühle persönlicher Gegnerschaft andererseits, können hier nicht das Entscheidende sein, mögen sie auch oft genug die Wirkung und die Folgen der Eifersucht unheilvoll verstärken.

Fragen wir aber, was dieses Ziel ist, so müssen wir zunächst das Kampfgebiet des Affektes feststellen. Das ist nun zunächst nicht irgend ein Besitztum, ein realer Wert an sich; auf solche zielt jenes weitere Gefühl, das so oft zum Bundesgenossen der Eifersucht wird und das ebenfalls sehr menschlich, aber viel unedler ist, der Neid. Unsere Leidenschaft dreht sich ausnahmslos um eine Betätigung. Und hier muss man zwei grosse Gebiete auseinanderhalten: erstlich dasjenige, das von jeher als Monopol der Eifersucht angesehen wurde und an das man bei diesem Worte stets zuerst denkt, die Liebe zum anderen Geschlecht (und um es nebenbei wenigstens zu erwähnen, die geschlechtliche Liebe des Perversen zum eigenen Geschlecht, welche ja angeblich sich durch die besonders mächtige und

hier kaum je ausbleibende Eifersucht auszeichnen soll). Das zweite Gebiet wird dargestellt durch alle übrigen menschlichen Strebungen, vorab den Beruf, das Amt, den Sport, dann die nicht geschlechtlichen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen der Menschen zueinander, die Wissenschaft und Kunst, endlich und nicht am wenigsten die politische und nationale Betätigung.

Erfahrungsgemäss kommt in der gegenseitigen Konkurrenz die Eifersucht um so weniger zur Geltung, je mehr es sich um praktische reale Werte handelt. Der Kaufmann, der Handwerker, ja auch die politischen Parteien leben im harten Existenzkämpfe miteinander. Ersterer z. B. muss stets seine Augen auf „die Konkurrenz“ gerichtet halten, um nicht hinter ihr zurückzubleiben. Hier aber wird durchschnittlich das nüchterne Interesse den Mann beschäftigen; den Konkurrenten niederzukämpfen, nur um als Sieger dazustehen, so etwa wie der Herzog in jenem Drama es vorhatte, wird ihm ferne liegen. Im Gegenteile, die Assoziation zu Gilden und Verbänden ist heute durch die Not des Lebens zum Erfordernisse geworden. Die Eifersucht wirkt also weit mehr da, wo es sich um ideelle, um reine Gefühlswerte handelt, wo es um die Ehre, um die Geltung bei den Menschen, den Rang, die wissenschaftliche Position geht, vor allem natürlich um die Liebe.

Wie steht es nun mit dem Subjekte der Eifersucht? Das ist eine sehr merkwürdige Geschichte. Zwischen der Ursache des Affektes und seinen Folgen öffnet sich eine weite Kluft. An und für sich ist ursprünglich die Person des Mitbewerbers Nebensache. Wir sahen, dass die Leidenschaft ebenso gross war, als die Subjekte Schiffsmaschinen waren; jenen Schauspieler wurmte allein der Erfolg des anderen; gegen seine Person hatte er gar nichts einzuwenden. Der Eifersüchtige in der Liebe braucht seinen Nebenbuhler nicht einmal zu kennen. Allerdings findet hier dann jene Besonderheit statt, die Verdoppelung des Subjektes der Leidenschaft; diese richtet sich ja weit mehr gegen das Subjekt, das zugleich Objekt der Eifersucht ist, die Gattin, den Gatten oder die geliebte Person überhaupt. Bei der nichtgeschlechtlichen Liebe trifft das, wie man weiss, in viel geringerem Masse zu; die Schwiegermutter wird gegen den Schwiegersohn, aber nur sehr wenig gegen die eigene Tochter ihren Affekt richten, eifersüchtige Geschwister fühlen sich nur unter sich, nicht aber gegen die Eltern erregt. Überdies ist die Art des Gefühles, das in der Liebesleidenschaft speziell hinzutritt, ganz und gar verschieden von dem Gefühle der eigentlichen Eifersucht; gegen den Gatten oder die Geliebte wird das Misstrauen oder die Erbitterung über die Untreue rege. Doch wollen wir darüber erst im letzten Kapitel dieser Abhandlung uns verbreiten.

Wenn nun auch für die Entwicklung des Gefühles der Eifersucht im allgemeinen die Person des Mitbewerbers nebensächlich schien, insofern als der Affekt unmittelbar durch die Betätigung als solche, durch den Erfolg des Bühnenkünstlers oder Feldherrn, beim Hunde durch die Anwesenheit einer Gesellschaft an sich erzeugt worden war, so scheint damit ein anderer Tatbestand unmittelbar im Widerspruche zu liegen. Wie kommt es denn, wird man sogleich fragen, dass andererseits wieder soviel auf die Person des Nebenbuhlers ankommt? Auch unser Schauspieler würde kaum das Gefühl der Eifersucht kennen, wenn ein bewunderter Heros seiner Kunst, ein Sonnenthal, Kainz, eine Sorma oder Duse den grossen Beifall errungen hätte, oder umgekehrt, wenn ein junger Neuling vom Glück begünstigt gewesen wäre. Dann hätte er vielleicht sogar jenes seltene Gefühl der „Mitfreude“ empfunden, welche hier den kontradiktorischen Gegensatz der Eifersucht darstellen würde. Die Antwort liegt immerhin nahe; der Mitbewerber muss eben konkurrenzfähig sein, es muss eine gewisse Gleichartigkeit des Mitbewerbers bestehen. Das ist nun einigermaßen richtig, aber die Antwort trifft dennoch nicht das Wesentliche. Ein Neger, den etwa unsere deutschen Mädchen umworben hatten, als seine Truppe bei uns sich für Geld sehen liess, ist ein Konkurrent; denn bei der Liebe kommt es nur auf das Geschlecht an; und der junge Anfänger auf der Bühne könnte vielleicht dem älteren Kollegen später sehr gefährlich werden.

Die Sache hängt vielmehr direkt zusammen mit der Natur des Eifersuchtsgefühles überhaupt. Wenn wir diese näher ins Auge fassen, so finden wir, sofern wir uns selbst bei einer derartigen Empfindung ertappen, zunächst nur eine allgemeine peinliche Erregung, welche als solche dem Gefühle des Neides sehr nahe verwandt zu sein scheint und die sich wohl auch nicht gut davon trennen lässt. Ausserdem jedoch steckt in dem Gefühlskomplexe noch ein zweites, der meist starke Impuls, den Mitbewerber zu verdrängen und uns selbst an dessen Stelle zu setzen. Die Eifersucht des Beamten gegen seinen rascher aufsteigenden Kollegen hat den Sinn, dass er selbst so dastehen will; der Schiffskapitän, dessen Herz in allen Fibern erzitterte, fühlte den stürmischen Drang, selbst den „Washington“ zu überholen, unser Herzog Boccanera gab sein Leben hin dafür, seinem Feldherrn und Schwiegersohn den Lorbeer zu entreissen, und ein ehrgeiziger Arzt, der von den zahlreichen Patienten seines Nachbarn hört, wünscht diese in seiner Praxis zu besitzen. Das ist das wirklich entscheidende Gefühl in der Eifersucht. Ist dies aber so, dann hätte es keinen Sinn, wenn ein Amtsrichter streben wollte, den Minister zu verdrängen oder der gereifte Schauspieler seinen jungen Kollegen. Eben darum sind sie hier nicht eifer-

süchtig. Ebenso wird der Berliner Grossstädter nicht mehr das Mädchen erwerben wollen, das so gering von sich dachte, dass es sich an den Neger warf.

Diese Darstellung der Sache zeigt uns aber noch mehr. Verschiedene Nationen sind keine Konkurrenten im gewöhnlichen Sinne; der Deutsche will nicht Franzose werden und umgekehrt. Wohl aber liegt es ihnen sehr am Herzen, leider viel zu stark, sich gegenseitig aus einer günstigen politischen oder wirtschaftlichen Position herauszudrängen. Und indem sie mit Argusaugen jeder auf den Vorteil des anderen lauert, entfalten sie ihre nationale Eifersucht. Darin läge nun an und für sich nichts Absonderliches. Das Eigenartige und Gefährliche der Leidenschaft liegt darin, dass sie im wesentlichen primär auch ohne verständigen Zweck oder Grund sich entäussert, dass sie triebartig, impulsiv ist.

Was geht es den Schauspieler an, wenn sein Kollege genau mit dem gleichen Rechte wie er seinen „Platz an der Sonne“ behauptet und einnimmt? Was hatte der Herzog Boccanera davon, dass er nicht etwa seinen Feind, sondern gerade seinen Freund niederschmetterte? Und hat etwa der eifersüchtige Ehemann irgend einen Schaden davon, wenn seine Frau einen anderen Herrn freundlich behandelt? Was treibt die jungen Schüler, von denen jeder gewiss nur für sich selbst lernt, an, dass sie sich mit allem Eifer gegenseitig überflügeln wollen? Man hat dafür eine Antwort, es sei der Ehrgeiz, der Wunsch nach Ansehen und Geltung. Sieht man indessen schärfer hin, so entdeckt man, dass in der Hauptsache wieder nur die Eifersucht in dem Ehrgeize steckt. Das Kind mit seinen einfacheren Seelenzuständen belehrt uns vielleicht am besten darüber und die Pädagogik hat sich ja auch schon vielfach mit der wichtigen Frage befasst. Von einem Geltungswillen im allgemeinen kann man wohl kaum beim Kinde reden; wohl aber hat es stark den Trieb der Selbstbehauptung gegen die Umgebung. In der Tat äussert sich sein Ehrgeiz darin, dass es eifrig seine Leistungen, seine Aufsatz-, Stil- und Zeugnisnoten mit seinen nächsten Konkurrenten vergleicht, dass es durchaus einen recht guten Platz in der Lokation bekommen will — bestärkt darin vielfach durch den „Ehrgeiz“ der Eltern. Es will also die anderen Kinder verdrängen ohne anderen Grund als eben den, dass ihm das „Heraufkommen“ angenehm, das „Herunterkommen“ leid und schmerzlich ist. Und fragt man nochmals und unerbittlich weiter, warum das sich so verhält, so wird man wohl auf keinen ferneren psychischen Tatbestand stossen<sup>1)</sup>. Allenfalls kommt das Gefühl der Eitelkeit noch in Betracht.

<sup>1)</sup> Der praktische Beweis dafür ist oft geführt worden. Unterlässt das Schulsystem die Lokation der Schüler nach ihren Leistungen, so ist von wett-



Eitelkeit wird wohl ziemlich genau gekennzeichnet durch das gleichbedeutende Wort „Gefallsucht“; und versteht man das so, dann wird man zugeben müssen, dass es viele ehrgeizige Kinder gibt, die gleichwohl gar nicht eitel, ja nicht einmal allzu „selbstbewusst“ sind. Der Ehrgeiz kommt also im wesentlichen hier auf den eifersüchtigen Trieb zum gegenseitigen Wettbewerb hinaus, welchen man jetzt im mehr lobenden Sinne gerne und mit Recht als „gegenseitigen Wett-eifer“ charakterisiert. Es fehlen eben hier die bösen Begleiter der Eifersucht, die Unfreundlichkeiten gegen den Konkurrenten und die praktische Zwecklosigkeit des Wettkampfes. Gleichwie im Sport kann die Eifersucht zum Nutzen ausschlagen, weil sie den Lern-Eifer anspornt.

Im übrigen werden wir den Ehrgeiz im praktischen Leben auch nicht anders psychologisch auffassen können. Zu diesem Zwecke hatte ich gerne die Worte von Sealsfield direkt oben wiedergegeben; denn auch jenem Amerikaner ging es „um die Ehre“, als das Schiff, auf dem er nur Passagier und sonst nichts war, in der Schnelligkeit der Fahrt alle anderen hatte aus dem Felde schlagen sollen. Dieser Ehrgeiz ist somit Wett-eifer ohne sonstigen Zweck und Inhalt, und wenn beim Herzog Boccanera wirklich der Machtwille Ziel des Ehrgeizes gewesen wäre, hätte er jenen weit besser befriedigt, indem er den Sieg der eigenen und nicht der feindlichen Flotte herbeigeführt hätte. Auch da also war der Trieb, den Mitbewerber um das öffentliche Ansehen zu verdrängen, das wesentliche Motiv, der Sinn seines Ehrgeizes. Doch soll nicht behauptet werden, dass Eifersucht und Ehrgeiz schlechterdings identisch seien, wohl aber decken sie sich zum grossen Teile. Ehrgeiz besitzen heisst eben, möglichste Geltung bei den anderen und vor anderen erreichen wollen.

Diese Überlegung nun scheint mir von besonderer Wichtigkeit zu sein. Wir verstehen nun die merkwürdige Tatsache, die wir gar nicht mehr beachten, weil wir sie gewohnt sind, dass der, der einfach mit und neben uns herläuft, der „Konkurrent“ nämlich, sozusagen den Sinn eines Berufsgegners erhalten hat. Im Kreise unserer Bestrebungen kann die Laufbahn der einzelnen Genossen parallel gehen, sie kann aber noch öfter konvergieren und sich durchkreuzen.

---

eiferndem Ehrgeize wenig mehr zu merken. Dass im übrigen auch das Selbstgefühl des Kindes durch einen guten Platz gehoben, durch einen schlechten herabgedrückt wird, das ist selbstverständlich anzuerkennen. Aber Ehrgeiz bedeutet mehr, nämlich Unzufriedenheit und Erregung des Kindes über ähnlich gute oder sogar bessere Leistungen von anderen; und dass ein anderes Kind auch gut lernt, das kann doch an sich das Selbstgefühl des Mitschülers nicht herabdrücken. Hier können also nur Neid und Eifersucht die Triebfedern des sogen. „Ehrgeizes“ sein. Wo aber eben diese nicht künstlich durch das System der Lokation geweckt werden, merkt man nur wenig davon.

Im ersteren Falle, so bei unserem Schauspieler, den Mississippi-Schiffen, unseren lernenden Kindern gibt es äusser dem sogenannten Ehrgeize überhaupt kein Motiv der Eifersucht; im zweiten Falle werden die Menschen zu Nebenbuhlern um den gleichen Gegenstand, mag es sich um die Liebe derselben Persönlichkeit, um die Gewinnung von Käufern im Geschäfte, um Bevorzugung im amtlichen Berufe handeln. Da ist der Mitbewerb und der Trieb, den Konkurrenten zu verdrängen, die natürlichste Sache der Welt, er ist einfach Gebot der Selbsterhaltung. Und gleichwohl entstammt der leidenschaftliche Eifer in einem solchen Kampfe, die brennende Unruhe darin nicht dem realen Interessenstreite; wird die Konkurrenz wirklich feindselig und persönlich bitter, so ist zehn gegen eins zu wetten, dass der Grund dann in der impulsiven Eifersucht gefunden wird.

Das also ist das Bedenkliche, aber auch das Eigenartige in dieser Leidenschaft, dass sie an und für sich unabhängig von realen Motiven auftritt, und dass sie so zu den unzähligen Gegensätzen, welche nun einmal das menschliche Zusammenleben gebiert, ein neues scharfes und dazu irrationales Moment hinzufügt. Erst dadurch also wird beispielsweise ein Gelehrtenstreit bitter und heftig; und wenn wir kaum eine Aussicht haben, dass der Schrecken des Krieges je unter den Nationen verschwindet, so liegt dies nicht so sehr an der Unvereinbarkeit der wirklichen Interessen als daran, dass die menschliche Eifersucht kaum je aus der Welt geschafft werden kann.

Das Schlimme aber an einem impulsiven Triebe liegt hauptsächlich auch daran, dass bei ihm kein Abschluss vorauszusehen ist, eben weil ein deutliches Motiv fehlt. Die Eifersucht ist so wie das Fass der Danaiden, das sich nie füllt, weil es ohne Boden ist. Bei anderen Trieben hat die Natur schon vorgesorgt; sie schützt den Organismus durch spezifische unangenehme Gefühle, welche der Übersättigung eigen sind. Die Empfindung des Sattseins und Übersattseins also ist zunächst ein Beispiel, dem gestillten Durste ist das Vollsein eigen, nach dem Geschlechtsakte folgt Erschlaffung und oft eine leichte Depression, der besonders den Kindern eigene Spieltrieb endet spontan durch eintretende Ermüdung und Langeweile. Für die Eifersucht dagegen existiert nur diejenige Hemmung, welche ohne Unterschied für jede Gefühlsäusserung zu Gebote steht, nämlich das Eingreifen unseres vernünftigen Willens. Jeder verständige Mensch erkennt ohne weiteres, dass diese Leidenschaft in der Tat zwecklos und ein sozialer Schädling ist, sie wird allgemein für unedel gehalten und daher möglichst schon im Keime erstickt.

Lässt sie sich aber überhaupt vergleichen mit einem jener regulären uns angeborenen Triebe? Ist sie nicht gleich dem Geize, der Rachsucht etc. etwas von Hause aus halbwegs Abnormes? Ich glaube

nun, eine solche Annahme würde die psychologische Eigenart des Affektes, welche wir allerdings erst im nächsten Kapitel untersuchen wollen, stark verkennen. Die Eifersucht beruht auf einer jedem Menschen ohne weiteres eigenen Gefühlswirkung, deren Fortentwicklung man allerdings unterdrücken kann so gut wie den Vergeltungs- und Rachedrang, deren Regungen aber niemanden fremd bleiben. Man beobachte sich selbst kritisch, wenn man von grossen Erfolgen eines früheren Schulkameraden etwa hört, ob da nicht leise Konkurrenzgefühle anklingen; oder man betrachte das Völklein derer, die einen vielbesuchten grösseren Aussichtsborg hinaufklimmen; wer nur noch Kraft in den Beinen fühlt, den treibt es, die vordere Partie zu überholen und diese wieder opfert ihre Behaglichkeit und eilt empor, um nicht die anderen vorauskommen zu lassen. Und erblicken wir nicht täglich jenen allgemeinen Wettlauf und die Eifersucht um die gesellschaftliche Geltung, für die kein Verlust an Mühe und Geld zu gross ist, um sie nicht willig dran zu geben, wenn man nur den anderen gleichkommt? Macht sich denn nicht der Staat mit vollem Bewusstsein die allgemein menschliche Eitelkeit samt der Eifersucht zunutze, indem er die äusseren „Auszeichnungen“ in Gestalt von Orden und Titeln unter seine Bürger verteilt?

Also das Gefühl selbst ist gar nichts Abnormes, es ist vielmehr natürlich und sicher irgendwie bei jedermann vorhanden. Hingegen erreicht es jene höhere Stufe, die wir als Leidenschaft ansehen und verurteilen, nur ausnahmsweise, und es lassen sich unschwer aus seiner Herkunft die Bedingungen namhaft machen, welche dazu führen. Es sind deren hauptsächlich drei: eine besondere Gefühlsstärke der in Frage kommenden Betätigung, stereotyper Charakter und häufige Wiederholung der letzteren und drittens Schwäche oder Ausbleiben der hemmenden Momente. Wir berühren damit bekannte und leicht verständliche Dinge, so dass uns wenige Andeutungen dazu genügen werden.

Gefühlsstark ist eine Tätigkeit zunächst dann, wenn ihr praktischer Wert ein grosser ist. Wir wissen schon, dass dies für unseren Affekt nicht so sehr in die Wagschale fällt. Neid wird dadurch leicht, aktive Leidenschaft aber weit weniger erregt. Geschieht jedoch die Tätigkeit selbst mit aller Hingabe und mit innerem Feuer, heftet sich daran die öffentliche Aufmerksamkeit und ihr Beifall, so dass das Verhältnis von Mensch zu Mensch darin enthalten ist, dann fehlt es auch nicht an Eifersucht unter den Urhebern dieser Leistungen. Man erkennt, wohin wir zielen; Künstler aller Art, Vertreter der Wissenschaft, politische und militärische Führer rechnen hierher. Dass Ähnliches in dem Sport jeder Art erlebt wird, wird nicht wundernehmen, um so weniger, wenn wir bedenken, dass auch da das Tier

dem menschlichen Gefühle sehr nahe kommen kann. Wäre es nicht so, so könnten schwerlich die Rennpferde erzogen werden, denen die Lust am Wettrennen im Blute liegt.

Wir besitzen bis heute wohl nur poetische Entwicklungsgeschichten der Eifersucht; denn die Liebesleidenschaft, welche man in Kriminalprozessen genauer kennen lernt, dreht sich hauptsächlich um den völlig abweichenden Affekt des Misstrauens und des Vergeltungstriebes. Dennoch dürfen wir annehmen, dass bei der echten Strebungseifersucht, wie man sie kurz zum Unterschiede von der erotischen Form nennen kann, die Anfänge durchschnittlich schwache sind. Das können wir nicht allein aus unserer eigenen Erfahrung schliessen, sondern aus der ganz allgemeinen Tatsache, dass wir die leidenschaftlichen Grade nur auf Grund vielfältiger, ja unzähliger Wiederholung der in Frage kommenden kritischen Situation antreffen. Nur so schwillt das Gefühl lawinenartig an und so kommt es, dass wesentlich nur im Bereiche des Lebensberufes und von verwandtschaftlichen Beziehungen die Strebungseifersucht sich auszubilden pflegt; für das Liebesgefühl freilich bei seiner viel stärkeren Gewalt gilt das nicht ganz im gleichen Masse. Doch ist auch hier die Entwicklung des Affektes gewiss nicht leicht eine rasche, normale Menschen vorausgesetzt.

Die traurige Folge dieses Umstandes ist es, dass die Eifersucht mit Vorliebe gerade die intimsten und vertraulichsten Verhältnisse zu vergiften pflegt, wo die Selbstsucht und die persönliche Feindschaft zu schweigen gewohnt ist, die Kreise der Familien, der Amts- und Berufsgenossen. Eines unserer ältesten Kulturdokumente, die Bibel, ist von dieser Tatsache so betroffen gewesen, dass sie den Brudermord und den Bruderverrat in den Geschichten von Kain und Abel und von Joseph und seinen Brüdern fast an den Anfang ihres Berichtes stellt und die Schuld dabei allein der Eifersucht und dem Neide aufbürdet. Zum Begriffe der Eifersucht gehört an sich diese nahe Zugehörigkeit des Trägers und Urhebers der Leidenschaft, wie wir vorhin sahen, keineswegs. Ist es doch sogar möglich, dass ein Tier, der Hund, eifersüchtig auf einen ihm fremden Menschen wird.

Es mag in den zuletzt genannten Beziehungen hauptsächlich liegen, nämlich in der ursprünglich geringen Intensität des Gefühls und in seiner Richtung auf die Nächststehenden, dass durchschnittlich der eifersüchtige Hang so erfolgreich gehemmt wird. Die grosse Überzahl der Menschen hält sich frei davon, von den leisen unvermeidlichen Regungen abgesehen. Wo dies nicht gelingt, handelt es sich um von Hause aus leidenschaftliche Temperamente, welche sich überhaupt wenig selbst zu zügeln gelernt haben; sodann um unedle, neidvolle und selbstsüchtige Charaktere. Dann kann die Hemmung



mit Absicht unterlassen werden da, wo ohnehin eine persönliche Gegnerschaft unter den Rivalen bereits existiert; und da wo die Eifersucht als Massenerscheinung auftritt, bei künstlerischen und politischen Parteiungen und Cliques, ferner von Nation zu Nation; hier ist es verständlich, dass altruistische Gefühle und Rücksichten fast völlig zum Schweigen verurteilt sind.

Damit dürfen wir diese Betrachtungen über Herkunft und Gestaltung des Eifersuchtsgefühles schliessen. Auch jetzt noch können wir nicht entscheiden, was in letzter Instanz psychologisch dahinter steckt. Doch können wir das Ergebnis in einer kurzen Habitus-Definition zusammenfassen. Danach ist

Eifersucht das Gefühl oder der Affekt, welcher entsteht bei dem Wettbewerbe oder auch nur der Beteiligung eines anderen auf einem stark gefühlbetonten Betätigungsgebiete, und es äussern sich jene als Gefühl peinlicher Erregung verbunden mit dem Impulse zur Verdrängung des Mitbewerbers.

## 2. Über die psychologische Grundlage der Eifersucht.

Wir sind bis jetzt der Tatsache in ihren Verzweigungen nachgegangen, dass auch ohne weiteres Motiv unmittelbar ein peinliches Gefühl in uns rege wird, sowie wir sehen, dass ein anderer teilt auf einem Gebiete der Betätigung, das wir selbst eifrig und mit grossem Interesse betreiben, und dass gleichzeitig ebenso grund- und zwecklos, aber ursprünglich auch ohne persönliche Animosität gegen den anderen wir den Impuls in uns fühlen, ihn aus seiner Tätigkeit oder aus seinem Erfolge zu verdrängen. Diese Art von psychischer Reaktion nennen wir Eifersucht, und unser Hauptresultat bisher war, dass sie primär, also instinktiv oder impulsiv uns überkommt, ähnlich etwa wie das umgekehrte Gefühl des Mitleids und der daraus folgende Drang zu helfen. Jene Reaktion verliert im übrigen viel von ihrer Auffälligkeit, wenn wir gleichzeitig uns gegenwärtig halten, dass das ursprüngliche Gefühl offenbar durchschnittlich nur ein an Intensität schwaches ist, sofern wenigstens nicht gleichzeitig ernste reale Interessen von dem Mitbewerber verletzt werden. Nicht allein durch vielfältige Wiederholung, sondern auch infolge mancher Verkettungen von Umständen wohnt allerdings gerade diesem Gefühle die Eigenschaft bei, stärker und stärker anzuschwellen bis zur stürmischen Leidenschaft.

Auch das ist an sich nicht so seltsam; man sieht es dem religiösen Gefühle, so wie es ein frommes Gemüt bekundet, auch nicht so leicht an, dass es zu den wildesten Gewalttaten und zur gewaltigsten Kraftentfaltung durch wenige Wandlungen hindurch geführt hat. Wenn wir nun aber den psychologischen Ursprung der Reaktion ermitteln wollen, so müssen wir suchen, sie in ihrer reinsten Form, direkt am Beginne zu erfassen. Und es wird zugleich die Tatsache uns einen lehrreichen Wink geben, dass wir sonderbar starke Analogien, wo nicht einfach identische Triebäusserungen der Eifersucht im Tierreiche vorfinden.

Fragen wir nun zunächst: was verstehen wir denn unter der so stark betonten Tatsache, dass die Reaktion eine primäre und impulsive sei? so wollen wir damit natürlich nicht sagen, dass sie schlechterdings unabhängig von Vorstellungen entsteht, wie das etwa beim Hungergefühle und dem Nahrungstriebe denkbar ist. Im Gegenteile, die Vorstellung des Wettbewerbs an unseren eigenen Interessen ist eine von Anfang an sehr deutliche und massgebende, aber sie gibt uns nun direkt ohne Überlegung und ohne Motiven Impuls an die Hand, den fremden Bewerber zu verdrängen. Bei der Habsucht dagegen wirkt in uns die Überlegung von dem grossen Werte des Geldes, bei der Rachsucht wissen wir wohl, dass wir empfangenes Unrecht vergelten und dem anderen mit Absicht wehe tun wollen; und auch bei dem Neide haben wir zuvor deutlich die Reflexion, wie sehr wir den Besitz oder Erfolg des anderen uns wünschen. Das sind also, wie man sagen kann, Reflexionsgefühle im Gegensatze zu den triebartigen Gefühlen; letztere drängen jeweils unmittelbar auf die Handlung hin, so wie z. B. der Hunger oder die sexuelle Libido auf die sofortige Befriedigung abzielen. Man weiss ja, dass gleichwohl die Reaktion in der Regel nicht sogleich zur Ausführung gelangt, aber nur darum, weil diese letztere durch einen Willensentschluss als unzweckmässig vielfach gehemmt wird. Die Tendenz dazu liegt in uns und das Tier, das die Hemmungen nicht kennt, wenn es nicht durch Dressur oder durch Gegenimpulse, z. B. der Furcht dazu veranlasst wird, bezeugt auch ohne weiteres die Eifersucht, die es fühlt.

Eine fernere Eigentümlichkeit der Triebe ist es, dass sie eindeutig bestimmt sind, die Reaktion geschieht ohne Wahl. Der Hungerige will nur die Nahrung, der Eifersüchtige nur den Erfolg des Konkurrenten selbst erringen, der ihn eifersüchtig gemacht hat. Dem gekränkten Gatten gibt es keine Befriedigung, wenn er den Nebenbuhler etwa um Amt und Würden brächte. Damit wäre nur etwa eine sekundäre Feindseligkeit gegen die Person gestillt, aber nicht die Eifersucht. Dem Neide aber mag es genügen, wenn sein Träger

sich sagen darf, er habe etwa durch Leistungen in der Wissenschaft ein Äquivalent erlangt für den Reichtum des anderen, ja auch, wenn er boshaft ist, dadurch, dass er erfährt, dass letzterer durch sonstiges Unglück verfolgt wird.

Unsere Hauptstütze nun bei dieser Charakterisierung der Eifersucht lag darin, dass wir das Motiv, welches man gewöhnlich zu ihrer psychologischen Erklärung in Anspruch nimmt, gar nicht als solches anerkannten, den Ehrgeiz nämlich. Wir sagten oben darüber, der Ehrgeiz sei selbst zur Hälfte ein eifersüchtiges Drängen, zur anderen Hälfte ist es ein innerlich verwandtes Streben. Hat aber der Leser etwa vorhin die Empfindung gehabt, dass der Erweis unserer Behauptung doch kein zwingender war, so hoffen wir, jetzt die Sachlage noch etwas deutlicher machen zu können.

Wir gelangen nämlich jetzt zu unserem eigentlichen Probleme: welcher Einfluss, welche auf uns wirkende Kraft liegt in dem Anblicke eines erfolgreichen Wettbewerbs, so dass direkt dadurch in uns die Verdrängungsimpulse wach gerufen werden? Dass es die Werte und Wertgefühle selbst tun, welche dem Gegenstande des Wettbewerbs eigen sind, gerade das haben wir ausdrücklich zu widerlegen gesucht. Gewiss, diese wirken machtvoll unterstützend und der Wert einer geliebten Person für uns treibt bekanntlich zu den höchsten Leistungen an. Aber diese Werte bilden nicht das erste und ursprüngliche Motiv; bei den Schiffswettkämpfen, bei dem oft zitierten Herzog Boccanera gab es überhaupt keine erkennbaren realen Werte.

Wir werden auf den richtigen Weg gewiesen durch die Wahrnehmung, dass allemal nur die Betätigung als solche uns zur Eifersucht anregt, und die Tätigkeit erlangt einen besonderen Einfluss auf uns dadurch, dass sich an sie eine spezifische Gefühlsbetonung anknüpft. In der Tat kommen unseren aktiven Leistungen gleichzeitig zwei ganz verschiedene Gefühle im allgemeinen zu, nämlich das Gefühl, welches dem Ziele und inneren Werte der Tätigkeit entspricht, und das Gefühl, welches letztere von sich aus in uns hervorruft. Ein Spaziergang verfolgt die Absicht des Naturgenusses, der Erholung und soll etwa landschaftliche Reize uns zugänglich machen; zugleich aber macht uns die Bewegung an sich Freude und wir verlängern sie etwa deshalb ohne weiteren Grund als den, dass wir „gerne gehen“. Das Fahrrad ist ein Verkehrsmittel ersten Ranges geworden, während das Schwimmen im Flusse unserer Gesundheit dienen soll; beide aber üben einen solchen Reiz auf den aus, der diese Kunst gut beherrscht, dass sie ebenso oft nur zum Vergnügen betrieben werden und dass beide, vor allem das Radfahren in grossem Massstabe sportsmässig in Wettkämpfen von

nicht geringer Ausdehnung geübt werden. Ganz ebenso erging es dem Bergsteigen, bei dem teils die Kraft des Körpers, teils der Naturgenuss ursprünglich ihre Rechnung finden sollten; nun aber ist auch diese edle Bewegung sportsmässig übertrieben worden, eine möglichst grosse Zahl von „Bergspitzen bezwingen“, das ist jetzt vielfach das wichtigere Ziel der Kraftleistung geworden.

In zwei mit Recht anerkannten grösseren Werken unter dem Titel der Psychologie „des Spiels“ hat Groos<sup>1)</sup> all die komplizierten Gesichtspunkte entwickelt, welche sich hier geltend machen. Doch keineswegs allein in der körperlichen Betätigung, nein auch bei jeder geistigen Beschäftigung, der technischen und wissenschaftlichen Berufsarbeit wird und soll die Freude an der Arbeit selbst uns erfüllen, und sie ist es, die unserem Berufe erst seinen wahren Reiz verleiht. Wir wollen nicht nur Werte schaffen, sondern unsere Organe und unser Geist empfinden bei der Tätigkeit eine Förderung und Anregung beträchtlicher Art. Jeder wählt möglichst nur den Beruf, der ihm Freude macht, und der scharfsinnige Sombart<sup>2)</sup> hat es mit nur zu gutem Grunde als den Fluch der modernen Arbeitsteilung im Fabrikbetriebe bezeichnet, dass für den Proletarier und Fabrikarbeiter dieser starke Lebensreiz beinahe ganz verschwunden ist. Ihm geht es nur um den Verdienst, in der Einförmigkeit seiner stets gleichen maschinellen Teilleistung, in dem dumpfen Jagen der Akkordentlohnung verliert sich die Freude an der Arbeit. Der Mann ermüdet und verbraucht sich dabei, und dadurch leidet seine ganze Psyche, namentlich die Jugend kennt nur rohen Genuss und brutale Kraftentfaltung, während der ehemalige Handwerker und unsere Landwirte noch ganz wohl den „Segen der Arbeit“ geniessen konnten und noch können.

Es ist also ein allgemeines Gesetz, dass ausser den Gefühlen, welche psychologisch den Wert der Arbeit repräsentieren, noch eine zweite Gefühlsbetonung ganz anderer Art bei der Betätigung gefunden wird, welche unter der Arbeit und mit ihr entsteht und deren Heranbildung nur durch spezielle Einflüsse, die Ermüdung und Langeweile, verhindert wird. Unsere Sprache hat dafür ausser dem künstlichen Worte „Arbeitsfreude“ einen besonderen Ausdruck geschaffen, das Wort „Eifer“, und nun wird man schon voraussehen, dass auch der fernere sprachliche Ausdruck „Eifersucht“ nicht bloss zufällig Teil hat an dem Worte für die lebhaften Betätigungsgefühle. Diese letzteren nämlich entfalten nun noch ihrerseits eine psychische

<sup>1)</sup> K. Groos, Die Spiele der Tiere. Jena 1896, und derselbe, Spiele der Menschen. Ebenda 1899.

<sup>2)</sup> Werner Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. Berlin 1903. Vgl. auch Fr. Naumann, Neudeutsche Wirtschaftspolitik. Buchverlag der Hilfe. 1906.



Wirkung, sie treiben, wie das Wort Eifer es ja meint, uns an, die begonnene Tätigkeit immer weiter auszudehnen oder aber einer Anregung zur Tätigkeit „eifrig“ Folge zu leisten.

Der spezifische Wert jedoch, welchen so die Tätigkeit an sich im Haushalt unseres Nervenlebens gewinnt, äussert sich einerseits darin, dass sie uns selbst lieb wird, dass es uns reizt, sie selbst mit Lust aufzusuchen, denn es sind eben ausgesprochene Lustgefühle, die so entstehen. Andererseits aber wird durch diese persönlichen Gefühle die tägliche Arbeit zu einem Teile unseres Ichs und wir empfangen ein Streben, sie von den Personen der Umwelt anerkannt zu sehen. Indem aber unsere Genossen neben uns mit dem gleichen Eifer der auch von uns geübten Betätigung obliegen, entwickelt sich eben jene stärkere Form des Eifers, der Ehrgeiz. Er gerade haftet weniger am praktischen Werte und Zwecke der Arbeit als an der Leistung selbst.

Die speziellen Faktoren des Ehrgeizes ergeben sich leicht: das Beispiel ringsum eifert in bekannter Weise an, die gemeinsame Übung führt daher noch leichter dazu als die Lust allein, aus der Betätigung den Selbstzweck zu machen, d. h. also Sport damit zu treiben. Andererseits hängt die Schätzung der Welt ab vom Erfolg, den sie bekanntlich anbetet. Beachtet und gerühmt wird der, der sich auszeichnet. So wird der Eifer noch künstlich angespannt, um den anderen zuvorkommen und um dadurch mit Auszeichnung genannt zu werden. Und diese künstliche Anspannung und Übertreibung des Eifers ist das, was wir Ehrgeiz nennen, sofern wir dessen subjektive Seite ins Auge fassen.

Hiermit haben wir die Natur des Gefühls uns zu verdeutlichen gesucht, welches als wesentlichstes Element in der Eifersucht steckt und durch dessen Eigenart die unangenehme Leidenschaft verschuldet wird. Wir haben wie natürlich bis jetzt immer von dem Eifer gesprochen, der sich geltend macht, wenn wir selbst das Ruder in der Hand haben. Wie verhält es sich hingegen mit dem Betätigungsgefühle, wenn ein anderer vor unseren Augen auf dem Felde unserer Tätigkeit Erfolge einheimst? Wir gehen hiervon als dem Schulbeispiele der Eifersucht aus; sie ist am stärksten, wenn wir als müssige Zuschauer dabeistehen müssen, nicht wenn wir im „frischen fröhlichen“ Kampfe uns befinden. Man gedenke dabei nur etwa des leidenschaftlichen Tänzers, der aus irgendwelchem Hemmnisse Walzer auf Walzer vorbeigehen lassen muss, ohne mittun zu dürfen. Oder man erinnere sich, dass kein Mittel koquetter Frauen, ihren Liebhaber eifersüchtig zu machen, so verbreitet ist und so sicher verfängt, wie das Ver-

fahren, den Verliebten absichtlich unbeachtet zu lassen und dafür den nächsten Konkurrenten recht liebenswürdig zu behandeln.

An dieser Stelle ist überhaupt für die Liebesleidenschaft eine wichtige Bemerkung einzuschalten. Der Natur hat es gefallen, und dies mit gutem Grunde, hier die Stärke und Bedeutsamkeit der zweierlei Tätigkeitsgefühle geradezu umzukehren. Im allgemeinen und unter gewöhnlichen Verhältnissen ist zweifellos das Wert- und Zweckgefühl das weitaus mächtigere; in der Wissenschaft und bei der Arbeit hängt unser Interesse und, was nahezu dasselbe besagt, unser Gefühl an der Sache, an der Aufgabe, die zu bewältigen ist, und nur nebenbei freut uns auch die Mühewaltung dabei, wir leisten sie gerne. In der Geschlechtsliebe wird der Zweck, die Menschheit fortzupflanzen, hingegen ganz gewiss im Bewusstsein der Menschen weit zurücktreten gegen das Geschlechts- und Liebesgefühl, das doch nichts anderes im Grunde darstellt als eine merkwürdige Modifikation und Verstärkung eines Betätigungsgefühles. Nur bei Frauen, welche ja vielfach viel weniger sinnlich fühlen als der Mann, mag da und dort das Streben, Kinder zu bekommen, die Oberhand gewinnen über das Liebesgefühl. Bei ihnen kommt in der Tat auch die Eifersucht wohl seltener vor als beim Manne.

Wir kehren nun zurück zu unserem Probleme. Sehen wir unter den nun oft näher bezeichneten Umständen einen anderen mit Erfolg tätig, so mag das erste Gefühl das eines gewissen Neides sein, wir gönnen dem anderen den Erfolg wohl doch nicht so recht. Dann aber oder auch gleich zu Anfang erwacht der Eifer zur Betätigung, etwa wie bei dem eben zum Beispiele gewählten eifrigen Tänzer. Das Gefühl ist ja keineswegs an die sinnliche Muskelaktion gebunden; die lebhafteste Vorstellung einer Gefahr, eines Unglücks, einer Ruhmeskatastrophe wirkt fast ebenso stark auf unser Gefühl, als wenn die Erlebnisse gegenwärtig wären. Das ist bekannt und dadurch wird die Erinnerung mächtig, der ja sonst die Stärke der Sinnesempfindung durchaus abgeht. Die Erinnerung an eine gehörte Oper kann äusserst blass und dürftig sein, den erlebten Genuss können wir indessen ziemlich gut nachfühlen. Ähnlich also ergeht es uns mit den Tätigkeitsgefühlen. Sie werden deutlich rege, auch wenn wir Zuschauer bleiben müssen.

Nun kommt noch zweierlei hinzu, was wir schon oft in diesem Zusammenhange erwähnt haben: erstlich macht sich der innere Wert der Strebung geltend, das, was sie für unser Gefühl bedeutet. Nur bei solchen Fällen entsteht überhaupt in uns der Wunsch, selbst in Aktion zu treten, wenn z. B. der Schauspieler den Kollegen auf der Bühne erblickt, ein Gelehrter den anderen bei einer Untersuchung, die ihm selbst am Herzen liegt, ein General einen Führer vom gleichen

Range, dem jedoch die oberste Leitung der Schlacht anvertraut worden war.

Die Strebung wird zweitens, so sagten wir früher, nur dann wirklich ernsthaft sich als eifersüchtiger Impuls in das Bewusstsein drängen, wenn sie z. B. im Kreise der beruflichen Funktion unzählige Male schwach aufgetreten war und dann langsam anschwellend sich verstärkt hatte. In diesem Falle äussert sie sich in einer spezifischen seelischen Form, die entscheidend bei dem Eifersuchsgefühle mitwirkt: das gesamte geistige Leben hat sich nun darauf „eingestellt“, tausend Assoziationen aus unserer bisherigen Laufbahn liegen bereit, um uns anzuregen und zu reizen, alle Erinnerungen an frühere Zusammenstösse, Erfolge und Misserfolge werden nun wach, kurz es ist, wie man das technisch auszudrücken pflegt, eine besonders starke seelische Bereitschaft für diese Betätigung in unserem Geiste vorhanden.

So heben sich unserem Walzertänzer die Beine gegen seinen Willen. so gehen die Gewehre kampfbereiter Heere „von selbst los“. Und so auch entsteht schliesslich der instinktive uns selbst unerwünschte innere Impuls, den erfolgreichen Mitbewerber zu verdrängen und uns selbst an seine Stelle zu setzen. Das geschieht ja in Wirklichkeit niemals auf der Stelle, aber als wirksames Gefühl und als Motiv lenkt von nun ab eine so erweckte Eifersucht die Schritte und Massnahmen des von der Leidenschaft einmal Erfassten.

Bei dem Liebesgefühl allerdings, um das richtig zu stellen, kommt eine derartige „Einübung“ nicht in Betracht. Auch da hat wieder die Natur viel „zielbewusster“ oder zielstrebigere vorgesorgt; sie hat namentlich beim Manne durch besondere Erregungsbedingungen des Geschlechtsgefühls und durch dessen Einfluss auf Gehirn und Phantasie eine fast stetige Bereitschaft in den Jahren der starken Sinnlichkeit angelegt, so dass auch die Voraussetzungen zur Eifersucht ganz ohne Vergleich häufiger im Verhältnis von Mann und Weib gegeben sind als bei allen Gestaltungen der Strebungseifersucht (wie wir oben die übrigen Formen schon kurz bezeichnet hatten). Auch deshalb ist jene Form soviel häufiger, weil das Feuer der Liebe fast jeden normalen Menschen einmal ergreift, während ein starker Berufseifer doch nur bei einem mässigen Prozentsatze, speziell der höher Gebildeten sich ausbildet.

Damit sind wir an unserem vorläufigen Zielpunkte angelangt und wir können in einem kurzen psychologischen Ausdrucke die für uns wahrscheinlichste Grundlage des Eifersuchsgefühles oder -triebes zusammenfassen: es stellt sich uns dar als Wirkung eines gehemmten Betätigungsgefühles bei Gelegenheit

eines Wettbewerbes, verbunden allerdings vielfach mit dem Gefühle des Neids.

Verletztes Selbstgefühl kann mit im Spiele sein; aber es ist nicht wesentlich für das Gefühl der Eifersucht. Denn diese entsteht, z. B. im Falle unseres Schauspielers, auch wenn der Mitbewerber nicht mehr Erfolg hat als der Eifersüchtige selbst.

Diesem Resultate unserer bisherigen Untersuchung indessen würde es doch wohl sehr an überzeugender Kraft fehlen, wenn wir es nicht wenigstens theoretisch noch stützen könnten dadurch, dass wir es auf allgemeinere psychologische Gesetze des Gefühlslebens zurückführen. Damit betreten wir allerdings ein weites und, wie wir schon Eingangs dieser Abhandlung betonten, ziemlich unsicheres Gebiet, und jedenfalls müssen wir vom Leser die Erlaubnis erbitten, etwas ins Detail zu gehen.

### Was ist ein Gefühl?

Physiologisch lässt sich darauf heute in keiner Weise eine exakte Antwort erteilen, wir wissen eigentlich nichts darüber, und das was wir hier später ausführen wollen, beruht nur auf einer genetischen Konstruktion, die von den einfachsten Lebewesen ausgehen muss. Wir wissen ja auch nichts von der Physiologie der Vorstellungen; aber wir kennen doch genug von ihrer Lokalisation, wenigstens von derjenigen ihrer Elemente, der Empfindungen, dass wir ganz wohl uns einen Begriff davon machen können. Auch von einer Lokalisation der Gefühle hat man hypothetisch gesprochen; Wundt hat sie seiner psychologischen Theorie entsprechend in sein „Apperzeptionsorgan“, das Stirnhirn, verlegt, und Z. Oppenheimer<sup>1)</sup> hat sich viele Mühe gegeben, das Zwischenhirn und die vasomotorischen tieferen Zentren als ihre Träger plausibel zu machen, wohl ohne dass er viele überzeugt haben wird. Dann hat viel Aufsehen vor einer Reihe von Jahren erregt die scharfsinnige, aber doch recht fremdartig wirkende Lehre des Amerikaners James und des Dänen Lange, nach welchen das Wesen der Gefühle gar nicht in diesen selbst gelegen sei, sondern vielmehr in den vasomotorischen und mimischen Erregungen, in welchen wir nur die Begleiter der Affekte zu sehen gewohnt waren. „Wir weinen daher nicht, sagte man, weil wir traurig sind, sondern wir sind traurig, weil wir weinen.“ Man kann darauf nur antworten und hat geantwortet, das was für uns am Gefühl das Entscheidende ist, das ist nicht die Armbewegung und das Stirnrunzeln, ferner das gerötete Gesicht beim Zorne, sondern eben der gefühlte seelische Zustand und von diesem gehen auch die ferneren psychischen Wirkungen des Gefühls aus. So wird für die Psychologie des Gefühls nichts gewonnen durch jene Theorie, abgesehen davon, dass für ihre Richtigkeit sich kein ernsthafter Beweis erbringen liess. Sie ist kaum mehr als ein hübsches Paradoxon<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Z. Oppenheimer, Bewusstsein-Gefühl. Diese Grenzfragen. XXIII. Heft. Wiesbaden 1903.

<sup>2)</sup> Übrigens hat doch diese Theorie noch in jüngster Zeit einen neuen Vertreter gefunden, vgl. Buch, Zur Physiologie der Gefühle und ihrer Beziehungen zu den Ausdrucksreflexen. Arch. f. Anatomie und Physiologie, physiol. Abt. 1909. p. 150.



Was nun die Frage nach der Stellung und Bedeutung des Gefühls innerhalb des psychischen Geschehens anlangt, so haben die Anschauungen darüber im Laufe der Forschung seltsam weitgehend gewechselt, wieder ein Beweis dafür, dass die Selbstbeobachtung keine bündigen Aufschlüsse darüber uns gewährt. Nicht allein die alten Psychologen, ein Aristoteles und später die Scholastiker, sondern sogar noch Leibnitz und Chr. Wolf erkannten nur eine Zweifelhait, die Dichotomie der Seelenvermögen an; sie kannten nur Empfindung und Begehren oder Erkenntnis und Wille. Das Gefühl wurde dabei bald als eine letzte Einwirkung auf das Wollen angesehen, bald als eine dunkle Erkenntnis der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit (bei Chr. Wolf die „cognito intuitiva perfectionis“). Kant ist der erste gewesen, der in seiner Kritik der praktischen Vernunft jene Dreiteilung der Grundvermögen der Seele einführt in Erkennen, Fühlen und Wollen, welche von da ab dauernde Geltung sich errungen hat. Schon Hegel hatte dagegen wieder im Gefühle das „dumpfe Weben des Geistes in sich“ erblicken wollen, eine Vorstufe sowohl des Erkennens als des Wollens. Und Herbart hat bekanntlich in seiner viel zitierten Theorie das Gefühl zu erklären gesucht als das Bewusstwerden der „Spannung“ unter den Vorstellungen, welche teils ihrerseits aufzutauchen, teils andere Vorstellungen am Auftauchen zu hemmen streben.

Das Merkwürdige ist und bleibt am Gefühle, dass darin eine Reaktion des Subjektes gegen die einzelnen Bewusstseinslebnisse sich auszusprechen scheint, wobei letztere bald bejaht, bald verneint werden. Es lag daher sehr nahe für die älteren Psychologen, welche die Seele mit Descartes metaphysisch als eine Substanz, ein geistiges Wesen ansahen, dass sie der Seele im Gefühl die Fähigkeit zuschrieben, Nutzen und Schaden in der Aussenwelt instinktiv zu erkennen und entsprechend darauf zu reagieren. Und im grossen und ganzen trifft es ja wirklich zu, dass das Angenehme eben das Zuträgliche, das Peinliche, z. B. der Schmerz, das für den Organismus schädliche ist. Natürlich hat jedoch die moderne empirische Psychologie diese metaphysische Auffassung des Gefühls nicht beizubehalten vermocht. Aber es hat sich eine starke Wandlung in der Schätzung des Gefühls innerhalb des geistigen Mechanismus in neuester Zeit vollzogen. Man hat ihm mehr und mehr die entscheidende Bedeutung bei den Willensvorgängen zugeschrieben, so zwar, dass nicht nur alle geistigen Wertungen durch das Gefühl vollzogen werden, sondern auch so, dass alle Strebungen unmittelbar im Gefühle enthalten sind. Wohl die meisten heutigen Psychologen — ich nenne nur Münsterberg<sup>1)</sup>, Lipps<sup>2)</sup>, Jodl<sup>3)</sup>, Ebbinghaus — kennen überhaupt keine eigene Willenskraft mehr. Das Gefühl, die Strebung, repräsentiert auch für sie den Willen; jene schreitet unmittelbar und ohne dass ein neues geistiges Vermögen, eine Willenskraft, sich betätigt, zur Handlung, d. h. zur wirksamen Vorstellung von Innervationsimpulsen, wenn keine hemmenden Gegenvorstellungen wach werden. Geschieht letzteres, so bleibt es bei der Strebung, dem strebenden Gefühle und die Handlung bleibt vorläufig aus.

Man weiss, dass die einflussreiche „Apperzeptionspsychologie“ Wundts und seiner zahlreichen Anhänger und Schüler diesen vorgeschrittenen Standpunkt nicht teilt. Wundt, der wohl unter den Lebenden die umfassendste Kenntnis aller psychischen Gebiete und Tatsachen besitzt, behält die alte Willenskraft

<sup>1)</sup> H. Münsterberg, Die Willenshandlung. Freiburg 1888. O. Külpe, Die Lehre vom Willen in der neueren Psychologie. Leipzig 1888.

<sup>2)</sup> Lipps, a. a. O.

<sup>3)</sup> Jodl, Lehrbuch der Psychologie. Stuttgart 1896.

entschieden bei<sup>1)</sup>, er erblickt aber doch im Gefühl den Bestimmungsgrund des Handelns, jedoch so, dass er das Gefühl als die Form und Art der Reaktion der Apperzeption auf die einzelnen Bewusstseins-erlebnisse auffasst. Das Gefühl ist also nach ihm ein eigenartiger Bestandteil der Apperzeption.

Man sieht nun leicht ein, wie sehr die Lehre vom Gefühl, welche die meisten anderen modernen Psychologen vertreten, unserer Erklärung des Eifersuchtsgefühles zur Stütze gereichen muss. Denn wenn Gefühl und Trieb, bzw. Impuls zum Handeln, in sich identisch sind, dann fällt es nicht schwer zu verstehen, wie aus einer stark gefühlsbetonten Wahrnehmung (des Wettbewerbs nämlich) sogleich ein Strebungsgefühl und aus letzterem ohne weiteres der Verdrängungstrieb wird, der den Urheber der Wahrnehmung, d. i. den Konkurrenten treffen soll. Da aber die Lehre an sich nicht direkt aus der Selbstanschauung zu beweisen ist und da sie so lange nicht wissenschaftlich gültig bzw. feststehend ist, als eine psychologische Schule von so grosser Bedeutung ihr widerspricht, so müssen wir suchen, uns theoretisch über die ihr zukommende innere Wahrscheinlichkeit zu orientieren.

Das wollen wir jetzt ins Auge fassen, indem wir nachsehen, wie wir die Art der Entwicklung des Gefühls uns vorstellen können. Man weiss ja, dass eine solche Theorie schon vorhanden ist, und auch bezüglich dessen, was ich selbst jetzt ausführen will, sei gleich bemerkt, dass die Grundgedanken ganz und gar nicht neu, sondern schon oft ähnlich entwickelt worden sind. Nur im einzelnen hat die folgende Darstellung persönliches Gepräge. Die Theorie aber, auf welche ich zuerst anspielte, ist diejenige Darwins, welche besonders Spencer für die Lehre vom Gefühl fruchtbar zu machen sich bemüht hat. Der Grundgedanke ist der allgemeine, wie ihn Darwin in seiner umwälzenden und auch heute noch sicher lebenskräftigen Theorie entwickelt hat. Danach sind, in aller Kürze gesagt, die Gefühle objektiv zweckmässig geworden, weil die höheren Organismen sich nur so im Lebenskampfe zu erhalten vermochten. Sie sind also durch Überleben des Passendsten und Vererbung zweckmässiger Gefühlsreaktionen allmählich zu so vollkommenen Instinkten geworden, wie sie heute Mensch und höhere Tiere besitzen. Diese Theorie mag richtig sein; aber in dieser Art der Fassung erweitert sie nicht unser Verständnis von der Art der Wirksamkeit des Gefühls.

Hingegen haben uns die glücklichen und geistvollen experimentellen Untersuchungen mehrerer neuerer Physiologen ungemein wichtige Aufschlüsse gebracht und Blicke tun lassen in den nervösen Mechanismus der echten Instinkte und der niedersten Geschöpfe überhaupt. Ich meine dabei hauptsächlich drei moderne Forscher: J. Loeb<sup>2)</sup>, Verworn<sup>3)</sup> und Bethe<sup>4)</sup>. Die ersten Anfänge der nervösen Funktion zeigen sich bekanntlich in der Eigenschaft des Protoplasmas besonders einzelliger Wesen wie Amöben, Radiolarien, dass es sich auf bestimmte Reize einstellt, von den einen angezogen, von den anderen abgestossen wird, gleich-

<sup>1)</sup> Eine umfassende Darlegung dieser Lehre und ihres Einflusses auf die Würdigung des geistigen Lebens überhaupt gibt neuerdings R. Eisler, Grundlagen der Philosophie des Geisteslebens, Leipzig 1908.

<sup>2)</sup> J. Loeb, Einleitung in die vergleichende Gehirnphysiologie. Leipzig 1899, speziell S. 119 ff.

<sup>3)</sup> Verworn, Allgemeine Physiologie. Jena 1895 (und spätere Auflagen).

<sup>4)</sup> A. Bethe, Allgemeine Anatomie und Physiologie des Nervensystems. Leipzig 1903.

wie in der Physik beim Magneten es geschieht<sup>1)</sup>. So hat Verworn gezeigt, dass bei Durchleitung eines schwachen galvanischen Stromes durch einen Wassertropfen, der ein Gemisch einzelliger Wesen (Infusorien, Protozoen, Gregarinen etc.) enthält, alsbald die eine Gattung vollzählig am positiven, die andere ebenso am negativen Pole sich ansammelt. Ganz ebenso zieht das Licht, wie namentlich J. Loeb am besten es erforscht hat, eine Anzahl niederer Tiere (Krebschen, Raupen etc.) in geradliniger Richtung gegen sich zu, andere stösst es ebenso zur geradlinig fortstrebenden Flucht ab von sich. Minimale chemische Stoffe, welche von einer geschlechtsreifen Algenzelle ins Wasser diffundieren, ziehen nach Pfeffer genau das artgleiche Spermatozoon und nur dieses an, gleichwie der spezifische Geruchsreiz ein Goldafter-Männchen (Schmetterlingsart) auf mehr als Kilometerentfernung zum zugehörigen Weibchen heranlockt.

Man nennt diese geradlinig anziehenden oder abstossenden Reizwirkungen bekanntlich *Tropismen*, also *Heliotropismus*, *Chemotropismus*, *Geotropismus*. Die chemische Anziehung des Sauerstoffs zeigt sich z. B. darin, dass wenn in einem Wassertropfen die absorbierte Luft schwindet, die Infusorien dann in Haufen sich an einzelne Luftblasen herandrängen, welche in dem Tropfen enthalten sind. Amöben und Radiolarien strecken, durch ähnlichen Reiz angeregt, ihre Protoplasmafäden nach einem mikroskopischen organischen Nahrungspartikel hin aus; vor einem starken Wärmereiz, vor einem allzu wirksamen chemischen Stoffe aber zieht sich das Wesen rasch zurück und erstarrt schliesslich zur Kugel.

Diese einfachen Reaktionen bekunden somit bereits eine Strebung, eine bestimmte Entscheidung des Organismus je nach Art und Stärke des Reizes, und die Reaktionen erweisen sich gleichzeitig im allgemeinen als zweckmässig. Darin liegt doch das Wesen des Nervenprozesses, dass er dem Organismus erlaubt, in jedem einzelnen Falle das Nützliche zu suchen, das Schädliche zu meiden. Der Fortschritt nun, welchen die genannten Forscher angebahnt haben, bestand zum grossen Teil gerade in folgendem: während man die Zweckmässigkeit auch bei recht niederen Wesen (Infusorien, Ameisen, Bienen etc.) anthropomorphistisch auf wirkliche Reflexion, Motive und Zweckvorstellungen zu schieben sich getraute in früheren Zeiten, hat man jetzt durch mühevollen und exakte Experimente an den Geschöpfen gezeigt, wie gut sich da Kombinationen von gesetzmässig gerichteten Reaktionen aufzeigen lassen, welche uns seltsame Instinkte z. B. erklären. So, um nur zwei der allereinfachsten Beispiele zu nennen, hat J. Löb dargelegt: eine Anzahl Raupen sind im jungen Entwicklungsstadium lediglich auf ganz zarte Knospen und Schösslinge angewiesen; das wird so erreicht, dass bald nachdem die Raupen dem Ei entschlüpft sind, in ihnen ein positiver Heliotropismus sich geltend macht. Sie kriechen also an der Pflanze, wo die Eier lagen, unaufhaltsam fort der Sonne entgegen, und damit gelangen sie von selbst an die Spitzen der Zweige, wo eben die zarten Triebe sich vorfinden.

Viele Laufkäfer rennen, wenn sie einen Stoss bekommen, und solchen fügen feindliche Wesen, z. B. Vögel, ihnen zu, wenn sie nach ihnen haschen, geradeaus fort, bis sie eine Stelle finden, wo sie versteckt bleiben und sich retten. Diese Absicht schwebt ihnen gewiss nicht vor, allein der Lauftrieb hört instinktiv auf, sowie die Kerfe am Rücken einen Kontaktreiz empfindet. Das ist aber gewöhnlich ein Stein oder ein Loch, zu welchem sie gelangen, das ihren Rücken drückt und das ihnen zugleich Schutz verleiht.

<sup>1)</sup> Vgl. dazu noch ferner Hertwig, Die Zelle und die Gewebe. 2 Bde. Jena 1893/94 (und weitere Auflagen). Ferner zum Ganzen G. Exner, Physiologische Erklärung der psychischen Erscheinungen. Leipzig und Wien 1894.

Unsere Annahme ist nun die, dass das im Prinzip gleiche Verhalten der nervösen Reaktion der höheren Geschöpfe zugrunde liegt. Hier aber tritt eine entscheidende Komplikation hinzu, dadurch dass in den Vorgang von Reiz und Reaktion sich das Wachwerden der Erinnerungen einschleibt, welche nun gleichfalls wirksam werden sollen. Der Prozess wird damit auseinandergezogen, zwischen den Reiz und die triebartige Reaktion schieben sich eben die Erinnerungen ein; ja, es kommt oft vor, dass ein Reiz nur eine Kette von Erinnerungen und Vorstellungen ins Dasein ruft, dass also nur eine Reflexion (ohne andere Reaktion) so angeregt wird.

Halten wir uns an ein einfaches Beispiel: ich finde als eifriger Botaniker eine besonders seltene Pflanze. Dann werden gleichzeitig eine Summe von Vorstellungen über die botanische Stellung der Pflanze, frühere Funde der Art u. dgl. wach werden und auch das Gefühl besonderer Freude über das Objekt. Sogleich regt sich der Sammeleifer, es drängt mich, die Pflanze auszugraben und mitzunehmen, und wieder tauchen alsbald andere Vorstellungen auf, die den Sammeltrieb hemmen; die seltene Pflanze ist ein Naturdenkmal, das ich erhalten will, es ist vielleicht auch ausdrücklich verboten, solche Objekte zu zerstören. So werde ich schliesslich gar nichts davon oder vielleicht nur einen blühenden Zweig mitnehmen.

Nach diesem Schema gehen die Reaktionen beim Menschen vor sich: das Nervensystem ist nicht mehr bloss Reaktionsorgan, sondern auch Aufbewahrungsorgan für die Lebenserfahrungen und drittens Organ zur zweckmässigen Verwertung der letzteren. Wie das erreicht wird, sehen wir an unserem Beispiel: der ursprüngliche Prozess von der Wahrnehmung (Empfindung) zur Handlung, oder objektiv ausgedrückt vom Reiz zur Reaktion, bleibt als Grundvorgang bestehen. Einmal aber treten gleich zur ersten Wahrnehmung die sie deutlicher machenden verwandten Erinnerungen hinzu; dann aber und hauptsächlich schreitet nicht mehr der Reiz direkt zur Reaktion fort, es schiebt sich vielmehr etwas Neues dazwischen. Zuerst kommt ein Gefühl und zugleich eine Strebung, welche zur Annahme oder Ablehnung reizt. Die Ausführung der Strebung kann indessen leicht vereitelt werden durch hemmende Vorstellungen, die jetzt noch rege werden. Das ist also offenbar die Bedeutung des neu eingeschobenen Tempos oder Faktors.

Es ermöglicht überdies zweierlei: einmal die Möglichkeit überhaupt, dass eine Reflexion und Wahl zwischen Streben und Ausführung dazwischen tritt. Sodann hat die gesonderte Repräsentation der Strebung im Bewusstsein (als Gefühl) den ungemeinen Nutzen, dass sie nun jedem Erlebnis als Signatur angehängt wird. Taucht die Vorstellung auf, so kommt sogleich damit das Zeichen, wie wir darauf reagieren werden, wenn wir sie zur Wirklichkeit erheben. Alle Objekte und Erfahrungen werden damit auf ihren Wert für uns abgestempelt; denken wir an eine käufliche Statue, so empfinden wir sogleich, ob sie gefällt oder nicht gefällt, spricht man von einer Speise, so ist ohne weiteres dabei der Eindruck, ob wir sie gerne mögen oder meiden. Nicht nur die Vernunft schützt uns daher davor, dass wir uns in eine Gefahr begeben, sondern auch das Gefühl der Furcht, das zugleich in uns rege wird, wenn wir daran denken.

Wenn wir nun fragen, welchem Elemente innerhalb des ursprünglichen Typus der Protoplasma- oder Nervenreaktion das Gefühl samt der Strebung entspricht, so muss man sagen, dass auf niederer Stufe der gleiche Tatbestand sich einfacher verwirklichen konnte, weil hier Wahlreaktionen überhaupt wohl nicht vorkommen. Objektiv existiert da allerdings das gleiche Resultat, d. h. die Reaktion auf die Reize wird, wie sich zeigte, jeweils spezifisch gerichtet, der



Reiz wird bildlich gesprochen gleichfalls „bejaht oder verneint“, er regt an oder stösst ab. Dass die Strebung indessen zum besonderen Tempo innerhalb der Reaktion wird und dass ihr eine neue Qualität im Bewusstsein zuteil wird, das Gefühl nämlich, das ist, wie gesagt, neu im höher organisierten Nervensystem hinzugekommen.

Es ist nun von Interesse, dass man hypothetisch sich eine Vorstellung machen kann, wie das physiologisch zustande kommt. Ein angenehm empfundener Reiz ist ein solcher, der den Gehirnganglienzellen adäquat ist und der daher den chemischen Funktionsprozess in ihnen anregt. Anregen heisst aber, die vorhandene Funktion verstärken, sie wird daher entsprechend der Natur der Gehirnvorgänge die Tendenz besitzen, sich weiter auszubreiten; und diejenige Richtung, in welche sie dann in erster Linie überzufließen strebt, ist die zugehörige Bewegungsreaktion, die Handlung. In unserem Beispiele erweckt somit der erfreuende Reiz der erblickten seltenen Pflanze sogleich den Impuls, sie zu ergreifen. Es ist ja eine allgemeine Erfahrung, dass freudige lustvolle Erregungen die Aktivität und die Bewegungslust steigern. Der Impuls zum Aneignen angenehmer Objekte liegt weiterhin in der Natur der Gehirnorganisation begründet, denn es ist ja ursprünglich das Gehirn ein Reaktionsorgan, wie uns das kleine Kind am besten zeigt, das nach allem greift, was es anregt.

Der Tatbestand der Förderung der Funktion in den vom Reize gerade erregten Ganglionzellen würde dabei im Bewusstsein eben als Gefühl des Angenehmen erscheinen; das Überfließen in die motorischen Zentren hin würde als Strebungsimpuls uns subjektiv erscheinen. In dem ganzen Vorgange aber würden wir einen psychophysischen Parallelismus verwirklicht sehen; im physiologischen Prozess ist der Ring geschlossen, ohne dass eine Wechselwirkung zwischen dem bewussten Gefühl und der motorischen Entladung angenommen zu werden braucht. Denn das Objekt wird nicht ergriffen, weil es angenehm ist, sondern weil der Nervenprozess an sich die physiologische Tendenz hat, in die motorischen Zellen überzufließen. Die gleiche Kette von Vorgängen wird aber nochmals im Bewusstsein erlebt und das scheint es uns so, als ob wir wegen der Lustbetonung zugreifen.

Nicht so einfach lässt sich die Physiologie des Unangenehmen konstruieren. In der Hauptsache wird man annehmen dürfen, dass peinliche Reize inadäquat für die Nervenzellen sind, und dass durch sie die Zellen leicht erschöpft werden. Die Erschöpfung einer Gruppe von Ganglienzellen könnte aber sehr wohl dem Gefühl des Peinlichen im Bewusstsein entsprechen, so z. B. wenn ein greller Lichtreiz die Augen trifft. Ein solcher erschöpfender Vorgang breitet sich nun naturgemäss nicht aus, er hört rasch auf, und so versteht man, dass Unlustvolles nicht erstrebt wird. Es geschieht aber bekanntlich noch mehr, das Peinliche wird gemieden und geflohen. Wie das zugeht, das ist physiologisch nicht mehr so einfach zu erklären. Man wird darauf zurückgreifen müssen, dass die Erfahrung lehrt, inadäquate erschöpfende Reize seien am schnellsten zum Stillstand zu bringen, wenn das ganze Individuum davor zurückweicht. Und diese Erfahrung müsste schliesslich mehr und mehr eingeübt und so zum Instinkt schliesslich vereinfacht und vererbt worden sein. Hier also muss man, wie sich zeigt, auf die Spencer-Darwinsche Theorie zurückgreifen.

Die genetische Theorie des Gefühls führt uns, wie man sieht, zu dem Ergebnisse, dass die Strebung allerdings ein integrierender Teil dieser psychischen Funktion ist, ganz besonders bei den lustvollen Gefühlen, wo sie sich ohnehin am besten

ausprägt. Die Strebung, kann man sagen, ist die objektive, die Gefühlsqualität die subjektive Seite. Wir müssen jetzt auf die früher erwähnte Wundtsche Lehre zurückkommen und zunächst uns fragen, welchem Teile des reaktiven Vorganges das Gefühl angegliedert ist, der Empfindung und Vorstellung oder der Willenshandlung bzw. der Apperzeption. Zwischen beide ist das Gefühl eingeschoben und selbständig für sich tritt es ja überhaupt nicht auf. Während die meisten Psychologen Empfindung und Gefühl in festen Konnex setzen, hatte Wundt das letztere als einen Bestandteil gerade der Apperzeption aufgefasst. Dafür konnte er geltend machen, dass das Gefühl niemals gleich der Empfindung in die Aussenwelt verlegt, objektiviert wird, dass es somit als ein Teil unseres Ichs erscheint.

Indessen dieser Annahme stehen gewichtige Tatsachen der inneren Erfahrung entgegen. Zunächst war es doch unserer Theorie zufolge geradezu das Ziel der ganzen Entwicklung, dass das Streben abgetrennt wurde von der Willenshandlung selbst. Nur dadurch wurde es möglich, dass vor dem Abschlusse der Reaktion die Überlegung und Erwägung eingreifen konnte. Dann wenn wir näher zusehen, finden wir das Gefühl stets vereinigt mit der Empfindung und wir denken in praxi gar nicht daran, dass wir das Gefühl schaffen. Der Zucker ist angenehm, das Geld ist an sich wertvoll und, erst wenn wir es ausgeben, kommt uns sein Verhältnis zu uns zu Bewusstsein; und sogar wenn wir an eine geliebte Person denken, so haftet unser Gefühl an ihr, nicht an uns. Und es ist doch seltsam, wenn wir an erlittene Schmerzen, wenn das Kind sich der Schläge erinnert, stets gehört Vorstellung und Gefühl eng zusammen, selten aber denkt man daran, sich auch die Reaktion darauf lebendig zu machen.

Weiter kommt eine Tatsache in Betracht, welche, soweit ich sehe, Wundt selbst für entscheidend halten sollte. Er definiert den Unterschied zwischen Perzeption und Apperzeption so: ich begegne in Gedanken versunken einem Freunde und erkenne ihn nicht; gleich darauf erinnere ich mich des Begegnisses, rufe es ins Gedächtnis zurück und erkenne jetzt nachträglich die Person wieder. Hier war die erste dunkle Wahrnehmung eine Perzeption, als ich sie in den Blickpunkt des Bewusstseins rief, wurde daraus die Apperzeption. Nun kommt aber folgende ähnliche Konstellation öfter vor: während ich aufmerksam lese, verspüre ich ein ärgerliches Gefühl der Unruhe, dem ich nicht weiter nachgehe. Als bald aber, wie ich mit Lesen innehalte, merke ich, dass ich mich über den Lärm von Kindern, ein lautes Klavierspiel u. dgl. geärgert hatte. Ich hatte also im Unterbewusstsein eine Perzeption und im Anschlusse daran ein deutliches Gefühl des Ärgers und doch war die Apperzeption, in welcher das Gefühl entstehen soll, ausser Betrieb gesetzt. Ebenso

kommt es oft vor, dass ich morgens mit einem deutlichen Gefühle der Unruhe und Beklommenheit aufwache und erst allmählich wird mir klar, dass ein unangenehmes Vorhaben, etwa ein peinlicher Prozess bei Gericht die Schuld trägt.

Das Wichtigste in dem gegenwärtigen Zusammenhange aber ist die Tatsache, dass unser bewusster Wille gar keinen Einfluss auf die Entstehung der Gefühle ausüben kann. Gewiss, wir tun das indirekt durch Kunstgriffe, wir lenken unser Denken durch Gegenvorstellungen ab, wir fassen anderes überhaupt ins Auge. Aber dass das eine uns peinlich, das andere uns ärgerlich berührt, das können wir nicht verhüten. Und so steht es auch schliesslich mit der Eifersucht, auf welche wir nach dem langen Umwege nun zurückkehren. Wir haben diesen letzteren nicht scheuen zu dürfen geglaubt, eben um darzulegen, wie unabweislich die Strebung mit dem Gefühle und dieses letztere wieder mit der Ursprungsvorstellung verkettet ist.

Handelt es sich gar um ein Betätigungsgefühl und befinden wir uns gerade für dieses in einer besonders starken seelischen Bereitschaft, so muss eben ein Impuls, eine Strebung lebhaft rege werden. Und hat ein anderer in uns das Gefühl erregt, hindert er uns durch seinen Wettbewerb, das Streben zu betätigen, so muss der Trieb entstehen, das Hemmnis zu verdrängen.

So erscheint der Eifersuchtstrieb als eine merkwürdige und durch die sozialen Verhältnisse vielfach zum Unheile ausschlagende Folge der psychologischen Natur der Gefühle und vorab der Betätigungsgefühle überhaupt. Und darum bietet das Studium seiner psychologischen Bedingungen ein ganz besonderes wissenschaftliches Interesse.

Wohl nur der Affekt des Mitleids kann auf eine im Prinzip ähnliche Genese zurückgeführt werden. Auch diesem Gefühle sind persönliche Werte und Regungen fremd. Erblicken wir etwas Peinvolles bei einem anderen, so entsteht wiederum instinktiv der Trieb oder die Strebung, dies zu beseitigen, eben weil die Strebung auch an der Vorstellung, nicht allein an der realen eigenen Empfindung hängt. Dass auch Gefühle des Altruismus dabei mitwirken, ist allerdings nicht zu bezweifeln. Aber bei der Eifersucht wirkt ja ähnlich auch der Neid mit.

Zwischen die Verkettung von Empfindung oder Vorstellung und Gefühl schiebt sich kein bewusster Vorgang weiter ein. Darum ist das Gefühl souverän, es ist unabhängig von Motiven und von unserem Charakter, es macht ihn aus, aber es wird nicht gemacht oder beeinflusst. Wer einen starken Geschlechtstrieb besitzt, muss sich hüten, sich in bedenkliche lockende Situationen zu begeben; der Trieb, das Gefühl wächst an, ohne dass das Subjekt sich anders dagegen wehren

kann, als dass es die Situation an sich aufhebt, sie flieht. Wird das Gefühl zu stark, so reisst es das Subjekt fort und dann kann auch die Handlung nicht mehr gehemmt werden.

Ähnlich also steht es mit dem Eifersuchtstriebe. Immerhin sei hier nochmals in Erinnerung gebracht, dass dieses zu Anfang nur in milder, leichter Form auftritt. Wie es aber in der Praxis des Lebens sich steigern kann, das soll nun im nächsten Kapitel untersucht werden.

---

### 3. Einiges von den Wirkungen und Äusserungen der Eifersucht.

#### a) Im allgemeinen.

Es kann natürlich nicht Aufgabe dieser Schrift sein, den sozialen und individuellen Wirkungen der Eifersucht im einzelnen nachzugehen, eine Aufzählung etwa und Schilderung der besonders eklatanten Kriminalfälle zu geben, von welchen seit den Tagen Kains und Abels die Menschheit erfüllt gewesen ist und welche fast täglich wieder in den Zeitungen auftauchen, bald in milderen, bald in krassen Formen. Ein solches Unterfangen würde wenig lohnen und höchstens novellistischen Reiz gewinnen können; ausserdem auch ist für den Einzelnen kaum die Möglichkeit gegeben, die Detailgeschichte eines universell verbreiteten Triebes oder Affektes zu liefern, weil ihm die Kenntnis und Herrschaft über das Material fehlt. Allenfalls vermöchte es ein Kulturhistoriker oder Soziologe, sich der immerhin nicht reizlosen Aufgabe zu unterziehen.

Was an dieser Stelle jedoch versucht werden soll, das ist eine Skizze in leichtesten Strichen, welche einen Begriff geben mag nach folgenden drei Richtungen hin: erstens die Wirkungsweise der Eifersucht im allgemeinen zu analysieren, zweitens das merkwürdige Auftreten des Triebes im Tierreiche kurz zu berühren, und drittens von der tatsächlich vorhandenen Entwicklung des Affektes im Gange des menschlichen Kulturfortschrittes einige Andeutungen zu geben.

Die Eifersucht ist ein Verdrängungsimpuls, der entsteht aus einem gehemmten Betätigungstriebe; erleben wir einen Wettbewerb, so erscheint uns der andere als Nebenbuhler, Usurpator oder Eindringling. Das geschieht instinktiv, ohne dass wir den Wahn haben, allein die Ausübung unserer Tätigkeit betreiben zu wollen. Eher liegt die Idee eines derartigen Monopols der Geschlechtsliebe nahe.



Im übrigen liegt zwar nicht das Gefühl und auch nicht der Trieb im Machtbereiche unseres Willens — das war ja der Hauptinhalt des vorangehenden Kapitels —, wohl aber können wir uns davor hüten, das Gefühl in Handlungen umzusetzen und ferner es in unserer Phantasie weiterzuspinnen. Niemand zweifelt, dass die Überzahl der Menschen so verfährt. Allgemein gilt die Eifersucht als gefährlich und entwürdigend und weithin ist jene witzige Charakterisierung (auf Saphir oder Schleiermacher zurückgeführt) zum Wahlspruche geworden: „die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.“

Dabei ist überdies zu beachten, dass es zweierlei Arten von eifersüchtigem Temperament gibt. Gemeinsam ist beiden eine besondere Stärke und Beharrlichkeit des Empfindens. Die eine Kategorie aber ist sensibel, empfindsam, in sich gekehrt. Sie kränkt und verblutet sich auch wohl in dem Gedanken besonders, dass die Liebe des Gatten, einer verehrten Person oder auch der nächsten Umgebung überhaupt einem anderen als dem Subjekte selbst angehört. Aber diese Personen sind nicht aktiv, sie kämpfen nicht, sie wollen sich nicht rächen, sie leiden. Oft sind sie nicht einmal im Herzen ungerecht gegen den glücklichen Konkurrenten; sie hegen eine bedauernswerte edle Form der Eifersucht. Sie wird weniger beachtet, weil sie nicht störend auftritt; besonders bei Frauen trifft man solche Charaktere an. Anders ist das zweite Temperament, das man gewöhnlich allein im Auge hat, das Cholerische. Leidenschaftliche Gatten und Liebhaber, ehrgeizige Künstler und Gelehrte, Personen in leitender öffentlicher Stellung gehören dazu. Selbst ein Bismarck scheint von dem Gefühle nicht frei gewesen zu sein; in seinem Verhältnisse zum alten Kaiser soll er mehr als einmal andere Minister und sogar Roon und Moltke nicht ohne Eifersucht betrachtet und behandelt haben.

Die Schäden dieses aktiv auftretenden Affektes sind bekannt. Er macht erstlich die Personen ungerecht und ränkesüchtig, dann wieder heftig und gewalttätig; er hebt aus dem Ehrgeize gerade die abstossende Kehrseite hervor. Die Intriguen unter Künstlern und speziell Schauspielern sind bekanntlich häufig. Zweitens trennt der Trieb gerade die voneinander, die sich nahe stehen und die sich gegenseitig unterstützen sollten. Das ist schon früher genügend dargelegt worden. Im übrigen erkennt man die Bedeutsamkeit dieser Einflüsse nicht allein an Traditionen wie derjenigen vom Verkaufe des biblischen Josephs durch seine Brüder, sondern mehr noch an offenkundigen Tatsachen, wie z. B. der, dass die polygamen Ehen mit der Zeit sich als unmöglich erwiesen haben, grossenteils doch wohl wegen der Unverträglichkeit und Eifersucht der Frauen unter

sich. Weiter aber wissen wir, dass die Geschichte der Kulturvölker voll ist von dem bitteren Wettkampfe ihrer zwei Hauptautoritäten, die doch aufeinander angewiesen sind, von Fürstentum und Priestertum.

Der Affekt aber schafft zum dritten nicht allein künstlich eine persönliche Gegnerschaft, sondern er trübt auch in bedenklicher Weise den Blick für das Sachliche, er bringt scheinbar reale Gegensätze hervor, die in Wirklichkeit nicht existieren.

So ist unzählige Male der Fortschritt der Wissenschaft durch Eifersucht ihrer Jünger aufgehalten worden. Bahnbrechende Geister wie Giordano Bruno und Gallilei sahen nicht nur ihre Person, sondern auch ihre Lehre dadurch angefeindet; Heine hat den gleichstrebenden und bedeutenden Genossen Börne boshaft verunglimpft. Wahrhaft tragisch hat das Übelwollen seiner Berufsgenossen sich bei einem der grossen Wohltäter der Menschheit gezeigt, dem man nach seinem Tode ein Denkmal errichtet hat und welchen man im Leben erst befehdete und dann todschwieg, bei Semmelweiss, dem Entdecker des Ursprungs der Wochenbettinfektion. Hekatomben von absolut gesunden Frauen haben darum schutzlos hinsterven müssen, Semmelweiss selbst endete verzweifelt im Irrenhaus. Heute ist teilweise wenigstens die Eifersucht der Jünger der „Naturheilkunde“ gegen Triumphe der ärztlichen Wissenschaft Schuld an der ebenso gefährlichen wie unsinnigen Agitation gegen die Pockenimpfung. Denn die Blattern haben vor Jenners unsterblicher Entdeckung mehr Menschen auf klägliche Weise hingerafft wie alle Kriege.

Lehrreich und interessant zugleich ist die Art der Eifersucht, die sich in unseren Tagen entwickelt hat zwischen zwei Kategorien, welche beide das gleiche Kunstobjekt zu behandeln haben, ich meine das Verhältnis zwischen Kritiker und Dichter. Sehr bekannt geworden ist die Antikritik eines der Autoren, dessen laute Erfolge mit am meisten durch höhnisch-feindseliges Herunterreissen seiner Werke seitens gewisser Kritiker (Kerr und Genossen) beantwortet wurden. Ich meine Sudermanns Anklage, dass die Kritik heute verroht sei. Sicher erkennt man in letzterer sehr oft keine Spur mehr von Wohlwollen oder von der Verwandtschaft der Interessen. Nur die eigene Person soll von dem Urheber der Rezension ins Licht gesetzt werden, er will durch blendende Satire glänzen und Sensation machen, direkt auf Kosten des Autors, dessen Fehler allein mit beissender Ironie beleuchtet werden. Erst nach Jahr und Tag, nachdem er „ruhiger und friedlicher“ geworden ist, wie er selbst sagt, erkennt etwa ein Kerr jetzt die „glänzenden Fehler“ des jungen Sudermann an.

Die Eifersucht mag hier ja unbewusst, instinktiv wirken, das ist doch ohnehin ihr Metier; oft hat man sogar direkt den Eindruck,

dass der heilige Eifer für die Ideale der Kunst die Ursache der allzu herben Kritik ist; aber es ist doch merkwürdig, dass wenigstens heutzutage der Kritiker auf dem Felde der bildenden Kunst um soviel milder und sachlicher auftritt. Ich glaube, darin den Einfluss zu erkennen, dass jede Art von Konkurrenz gegen den Künstler hier bei der Kritik ferne liegt, während der Dramenrezensent sich im Stillen sagen kann, „so gut oder schlecht“ hätte er es selbst machen können. Nicht allzu selten ist der Rezensent in der That auch als poetischer Autor aufgetreten.

Ohne Zweifel freilich wird der Vorwurf der Eifersucht nun auch oft zu Unrecht erhoben werden; so sind die lauten Anklagen gegen den grossen Kritiker Lessing wohl grundlos verbreitet worden, wenn auch dieser leidenschaftliche Kämpfer bei der Behandlung Voltaires und der Franzosen immerhin der Eifersucht ihren Tribut gezahlt hat. Ferner ist der Xenienkampf der beiden Dichter-Dioskuren gewiss fälschlich im gleichen Sinne missdeutet worden, mag man sonst über ihr Recht zu solchem Vorgehen denken wie man will. Von Schiller hat überdies der moderne Dichter Eulenberg in einer vielbeachteten Rede ausgeführt, jener würde die unedlen Leidenschaften kaum so anschaulich in seiner Jugend haben schildern können, wenn sie seinem Herzen ganz fremd geblieben wären. Und dieser Gesichtspunkt, der dem Idealismus des gewaltigen Dramatikers in keiner Weise Abbruch tut, ist interessant, weil er die Vorstellung nahe legt, dass die Eifersucht eben eine allgemein menschliche Gefühlsäusserung ist. Sie spielt tatsächlich in Schillers Jugendwerken keine geringe Rolle.

Von bekannten einschlägigen Tatsachen in der Wissenschaft mag noch erinnert werden an die Art, wie der grosse Cuvier das Aufblühen der Epoche machenden neuen Ideen Lamarks gänzlich im Keime geknickt und wie er auch persönlich das Fortkommen des bedeutenden wissenschaftlichen Gegners verhindert hat. Ferner denke man an die schnöde Behandlung Schimpers, des Urhebers der Theorie der Eiszeit und der Gebirgsbildung, durch Aggasiz und Genossen; dann an die Unterdrückung des Philosophen Beneke durch den bereits allmächtig gewordenen Hegel; andererseits wieder ist ebenso bekannt die Art, wie sich Schopenhauer für seine Nichtbeachtung rächte an den „Philosophieprofessoren“, für welche ihm das Wort „Charlatanerie“ noch ein mildes war. Wer den Grad der Eitelkeit kennt, den Schopenhauer fast auf jeder Seite seiner Werke durchblicken lässt, kann nicht zweifeln, dass jenem vernichtenden Urtheile nicht ausschliesslich sachliche Motive zugrunde lagen.

Im Ausgange des Mittelalters ist der Pariser Sorbonne nachgesagt worden, dass ihre Urtheile durchweg durch Feindschaft und

Eifersucht gegen das Neue getrübt worden seien. Und in der allerjüngsten Zeit ist ein vielbesprochener Zwist in der nationalökonomischen Fakultät zu Berlin ganz offen auf die gegenseitige Eifersucht der Professoren zurückgeführt worden. Noch offener lag ein solcher Grund auf ganz anderem Gebiete zutage, nämlich bei dem schnöden Hader und der offenen Feindschaft der russischen Heerführer unter sich während des russisch-japanischen Krieges. Man hat den Eindruck, dass Stössels ungemein harte Beurteilung durch das Kriegsgericht ebensowenig frei von persönlicher Gegnerschaft war wie seinerzeit Bazaines und Uhrichs ähnliche Behandlung seitens der französischen Richter. Auch bei den deutschen hohen Offizieren hat es im grossen französischen Kriege nicht an eifersüchtigen Reibungen gefehlt trotz der zweifellosen Stärke der Disziplin und ungeachtet der Einheitlichkeit der alle durchziehenden Begeisterung. Einzelne Namen wie Blumenthal und Steinmetz sind als stille Gegner des überragenden Moltke öfter genannt worden.

Wo also die Spuren des Affektes bis an die Öffentlichkeit dringen, merkt man wohl, dass unter der Decke das Feuer der fraglichen Leidenschaft gar nicht selten glimmt. Die Beweise ihrer Existenz im bürgerlichen Leben lernt man viel seltener und schwieriger kennen; nur die zahllosen Reibungen, welche in jedem grösseren Betriebe, in jeder nicht zu kleinen Anstalt sich regulär geltend machen, lehren uns die Allgegenwart jener menschlichen Schwäche schätzen. —

Im Rahmen dieser allgemeinen Bemerkungen haben wir nun noch die Aufgabe, darzutun, auf welchem Wege überhaupt das Gefühl, das doch ursprünglich nicht mehr darstellt als ein leichtes „Mitschwingen“ eigener Betätigungsimpulse beim Anblicke fremder Aktion, wie also jenes zu gefährlicher Stärke überhaupt anzuschwellen vermag.

Die Möglichkeit einer derartigen Entwicklung scheint mir zu den interessantesten Tatsachen der praktischen Psychologie zu gehören. Dabei ist es ebenso leicht, die hier massgebenden generellen Gesichtspunkte theoretisch zu bezeichnen, wie es schwierig ist, ihr Walten im einzelnen Falle nachzuweisen. Denn über die Motive für eine im Grunde missachtete Leidenschaft liebt niemand, sich auszusprechen. Der erste Grund nun liegt schon in der Gefühlsstärke der veranlassenden Ursache. Die Gewalt der Liebesleidenschaft kann eine ausserordentliche werden; man sieht gar nicht selten, dass ein solcher Mensch kaum mehr für anders gerichtete Gedanken überhaupt noch Raum in seinem Denken hat, Amt und Beruf, auch die Familie wird vernachlässigt. Kurz es ist kein Zweifel, dass das Liebesmotiv an sich auch in der Eifersucht die eigentlich treibende Kraft darstellt.



Bei der anderen grossen Kategorie, der Strebungseifersucht, haben wir im ersten Kapitel bereits ausgesprochen, dass wirkungsvoller als der Gefühlswert der Tätigkeit, des Amtes etc. die rein menschlichen Beziehungen sich gestalten, welche daran hängen. Der in Frage kommende Ehrgeiz bezieht sich ja auf das Mass von Wertschätzung und Ehre, welche durch die Berufsleistungen errungen werden, Orden, Titel, Ansehen etc. Naturgemäss handelt es sich also bei diesem Faktor nicht sowohl um die wahre Eifersucht als um das verletzte Selbstgefühl und persönliche Interesse, also den Neid.

Dieser erste ursprüngliche Affekt erlebt jetzt eine merkwürdige Hinleitung und Verzerrung zum Unruhigen und Leidenschaftlichen durch eine Verkettung von Faktoren, welche im übrigen in dem Anlasse zum Gefühle schon verborgen sind.

Zunächst hat dieses von vornherein den gefährlichen Charakter eines gehemmten Triebes, denn wir streben ja, und natürlich ohne denkbaren Erfolg, uns an Stelle des beatus possidens zu setzen. Die Hemmung eines aktiven Triebes wirkt immer aufreizend; und wer sich den impulsiven Drang in dieser Situation klar machen will, der vergegenwärtige sich die Mühe, die sich ein stark Durstiger geben muss, wenn er auf das vor ihm stehende Wasser stundenlang verzichten soll; er gedenke einer hungrigen streikenden Volksmasse, welche vor einem gefüllten Bäckerladen steht — Zola hat diese Stimmung mit gewohnter plastischer Kraft z. B. in dem Roman *Germinal* geschildert —; und endlich rufe er sich die abstossenden Rachetaten ins Gedächtnis, welche einfach unerwiderte Liebe (ohne jede Eifersucht) schon so oft gegen den Gegenstand der Leidenschaft hervorgerufen hat. Mir wird ewig in Erinnerung bleiben jene Bluttat, die ein junger sonst ordentlicher Bursche vor einem Jahre hier gegen ein junges Mädchen im ersten Zorne verübt hat aus keinem anderen Grunde als dem, dass letzteres unbedacht zuerst seine Bewerbungen anzunehmen schien, dann aber sich weigerte, sich ihm hinzugeben.

Die erste innere Unruhe wird nun gesteigert durch weitere Erwartungsaffekte, nämlich die stete Ungewissheit, welche in der ganzen Situation des Wettbewerbs gelegen ist. Da die letztere meist jahrelang fort dauert und da es sich um regelmässig wiederkehrende Betätigungen handelt, so wird alsbald der Eifersüchtige gewohnt werden, nachzuspüren, zu warten auf das, was der Konkurrent weiter unternimmt. Wird er neue Erfolge erzielen? Wird er wiederum gerade das, was wir selbst mit besonderem Interesse betreiben, angreifen, z. B. wieder eine Lieblingsrolle auf der Bühne darstellen, wird er sich von neuem der geliebten Person nähern etc.? Der Eifersüchtige weiss meist nichts darüber; denn weder kann er in der

Seele des anderen lesen, noch ist er Herr der Faktoren und Umstände, welche sonst die Handlungen des Konkurrenten lenken.

Mit der Eigenart dieser ganzen Situation hängt es weiterhin zusammen, dass es in ihr überhaupt für gewöhnlich keinen Abschluss gibt. Zwar kann schliesslich nach Jahr und Tag der eine Konkurrent verschwinden aus dem Gesichtskreise, er geht fort, zieht sich zurück, seine Erfolge bleiben aus usw. Wenn aber die Person einmal so veranlagt ist, so ergeben sich wieder mit der Zeit neue Fälle von Konkurrenz und neue Anlässe zur Unruhe. So kommt es, dass die Eifersucht selten heilt.

In der Liebesleidenschaft verdoppeln sich diese Erregungen der Ungewissheit; denn ausser dem Nebenbuhler hat ihr Träger auch die Seele der geliebten Person ängstlich zu durchforschen, und er muss gerade sie bewachen, ihr Tun und Lassen mit den Blicken des Misstrauens verfolgen. Nun wissen wir aber, dass jede Erwartung, jede Ungewissheit unsere Psyche zerwühlt und aufreibt, wie die ganze Kategorie der „unabgeschlossenen Vorstellungen“ dies tut, auf deren psychologische Eigenart ich selbst<sup>1)</sup> schon vor Jahren hingewiesen habe bei Gelegenheit der sogen. Zwangsideen und Zwangsimpulse. „Lass mich mit glühenden Zangen kneipen, Lass grausam schinden mein Gesicht, Lass mich mit Ruten peitschen, stäupen, Nur warten, warten lass mich nicht“ — so schildert Heine die Pein des Wartens, die verzehrende Ungeduld.

Auch damit ist die Unruhe und der Zwiespalt in der Seele noch nicht erledigt. Die Eifersucht zwingt ihr Opfer zunächst zu Selbstvorwürfen; sie erscheint dem Subjekte selbst als unedel und töricht, soweit es sich wenigstens um bessere Naturen handelt. Gerade weil man sie sich selbst ungern, anderen gar nicht eingesteht, ferner weil ihr Ziel ein ungerechtes ist, so ist ihr Träger, wenn anders er seinem Impulse Folge geben will, auf Schleichwege und Ränke angewiesen. Der erdichtete Fall des Herzogs Boccanera gab dafür ein krasses Beispiel. Er hatte, wie man sich erinnert, seine eigene Flotte durch eine zweite geheim ausgerüstete Schiffsmacht angreifen und zerstören lassen. Natürlich ist nun auch der Erfolg solcher Machinationen unsicher, und ihr Urheber mag zittern bei der Furcht, dass seine Umtriebe entdeckt werden. „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“ Zwiespalt mit dem eigenen besseren Ich und neue Ungewissheit ist damit erzeugt worden.

<sup>1)</sup> M. Friedmann, Über die Grundlagen der Zwangsvorstellungen. Psychiatr. Wochenschr. 1901. Nr. 40.

Und schliesslich, last not least, auch der Konkurrent kann sich seiner Haut wehren. Jedenfalls entsteht Unfriede und Streit. Das berühmte Verhältnis zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn oder Schwiegertochter, wo es durch Eifersucht getrübt wird, gewährt einen Schulfall dafür. Bei manchen Naturvölkern verlangt es, vielleicht deshalb, die Sitte, dass beide vom Momente der Eheschliessung ab sich nicht mehr sehen und nicht mehr sprechen; sie müssen sich verbergen, wenn sie doch einmal ihr Weg zusammenführt. Bei den Chinesen soll allgemein die harte Behandlung und Unterjochung besonders der Schwiegertochter die Volkssitte sein (nach Gray-Katscher zitiert); energische junge Frauen setzen sich aber manchmal zur Wehr und durch einige wütende Schreiszeneen gelangen sie dazu, dass sie ihre Selbständigkeit erzwingen. Wie dem auch sei; jedenfalls ist der Unfriede mit dem Konkurrenten, der sich der Betätigung der Eifersucht als ihr Schatten anschliesst, ein neues und nun letztes Moment der peinvollen Unruhe, welche durch die Leidenschaft heraufbeschworen wird.

Es war eine förmliche Kette von beunruhigenden Einflüssen, welche wir vor unseren Augen aufmarschieren sahen. Man wird nun begreifen, warum gerade die „Qualen der Eifersucht“ sprichwörtlich geworden sind, wenn man auch gewöhnlich dabei nur die Liebesleidenschaft im Auge hat. Das Gefühl wird so künstlich aus kleinen Anfängen empor gezüchtet. Wer sich einmal ernsthaft damit eingelassen hat, den entlässt es nicht leicht mehr aus seinem Banne.

Wir erkennen gleichzeitig den Grund, warum die Eifersucht so ganz besonders oft in Gewaltakten den Abschluss findet. All' der Pein wartet ja kein natürliches Ende und so wird „das Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende“ vorgezogen. Doch auch eine wilde Rachgier wird nicht allzu selten unter dem aufpeitschenden Einflusse einerseits der inneren Unruhe, andererseits der getäuschten Sinnlichkeit in der Liebeseifersucht entfesselt. Denn an und für sich ist es gar nicht so verständlich, wie es uns durch die Gewöhnung daran scheint, dass gerade der Träger dieses Affektes so relativ oft keine andere Lösung und Sühne der wirklichen oder vermeintlichen Eheirrung kennt als die Tötung der bisher geliebten Person und eventuell auch ihres Liebhabers. Ja, es klingt wie eine Rückkehr in die Stufe der tiefsten Barbarei, wenn es vorkommt, dass ein hochgebildeter, in angenehmsten Verhältnissen lebender Mann von reifen Jahren eines Morgens hingeht und erst die vergeblich umworbene Dame, dann aber sich selbst erschiesst aus keinem anderen Grunde, als weil die Neigung der Dame nicht gross genug war, um ihn zu heiraten. Die Aufsehen erregende Geschichte kam vor einem Jahre

in Stuttgart vor, der Herr war, glaube ich, ein Künstler bzw. Musiker, die Dame die beliebte Soubrette am Hoftheater.

Das Motiv ist natürlich klar; der Mann kann den „Gedanken nicht ertragen“, dass ein anderer selbst nach seinem Tode die von ihm geliebte besitzen wird. Solch eine Tat aber, von einem vollsinnigen Menschen ausgeführt, ist an und für sich das Unerhörteste, was man sich ausdenken kann. Kaum aus irgend einem anderen Grunde, abgesehen vom Streite mit Waffen, kommt es so leicht vor, dass vorbedacht das Leben eines anderen Menschen, und dazu das eines dem Herzen Nahestehenden, hingeopfert wird. Und wiederum gibt es kein Motiv, das so oft wie dieses nur in dem Duell auf Leben und Tod seine Lösung zu finden vermag. Die Maxime des „cherchez la femme“ bei allen möglichen Streitsachen in der sogen. Gesellschaft beweist uns die Häufigkeit derartiger Situationen. Und noch abscheulicher erscheint uns der Fall, den ich hier vor kurzem aus der Nähe mit Details erfuhr; hier hatte ein junger Mensch einen kleinen Unterschleif verübt, in seiner Betörung fand er keinen anderen Ausweg, als den, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, zuvor aber noch lockt er heimtückisch seine Braut zu sich, um sie, ohne ein Wort zu sagen, hinterrücks mit dem Dolche zu überfallen. Sie konnte sich glücklicherweise retten; Motiv war wieder der Gedanke, das Mädchen darf auch sonst niemanden gehören.

Suchen wir den komplizierten Seelenkämpfen im einzelnen nachzugehen, so finden wir sie besser als in der realen Wirklichkeit durch den psychologischen Scharfblick des Dichters illustriert. Die Gewalt der Leidenschaft in einem von Hause aus edlen Gemüte hat gewiss Shakespeare im Othello plastischer als irgend ein anderer gemalt, demnächst wohl Hebbel (z. B. in der „Genoveva“). Doch gestattet der Roman, viel mehr ins Detail zu gehen, und so hat mich wenigstens ganz besonders angezogen die psychologische Behandlung des Eifersuchsproblems in dem Romane „Daniel Klinghammer“ von Wilhelm Hegeler (in Westermanns Monatsheften 1903).

Das ganz allmähliche Anwachsen der eifersüchtigen Feindschaft zwischen zwei Brüdern wird sorgfältig motiviert, bis zuletzt der furchtbare Anschlag auf den Bruder erfolgt, in welchem die Handlung gipfelt. Der Held des Romans ist ein protestantischer Pfarrer, geistig wohl entwickelt, sicher auch ein guter Mensch, aber verschlossen, voll von abstossenden Ecken im Auftreten, scheu und nachdenklich; dazu bleibt er lange zart und kränklich. Ganz anders der jüngere Bruder, der frisch, lebensfroh, liebenswürdig, überall gern gesehen, körperlich als ein Bild schöner blühender Männlichkeit erscheint und der seinem Temperament entsprechend denn auch Offizier wird. Die Mutter widmet ihm allein ihre ganze Zärtlichkeit, der Daniel dagegen wird zurückgesetzt; von früh auf verstehen sich die Brüder nicht, zanken und streiten sich, natürlich wurmt den älteren nicht allein die Herrschsucht des jüngeren, sondern auch dessen allseitige Bevorzugung. Wie beide herangewachsen, wird das Verhältnis nicht besser; als der jüngere Bruder Schulden macht, fühlt Daniel eine Art Genugtuung, dass er sie bezahlen hilft. Wie das aber bald sich wiederholt, weigert er sich beim zweiten Male, jener muss



den geliebten Offiziersrock ausziehen und sein Zorn über die kleinliche Selbstsucht des älteren ist nicht klein.

Nun kommt das Verhängnis, das Weib. Der nun verabschiedete Offizier rettet bald nach dieser Wandlung ein junges schönes und reiches Mädchen aus Räuberhänden und wird selbst dabei bedenklich verwundet. Seine Neigung, die vorher schon dem Mädchen galt, hatte er durch allzu siegbewusstes und sinnlich begehrendes Auftreten bekundet. Eher abgestossen als gewonnen wandte sich so das weiche Gemüt des Mädchens in dieser Zeit dem älteren Daniel zu, dessen gedankenvolle Predigten längst verwandte Saiten in ihr hatten anklingen lassen. Allerdings muss sie sich den herb zurückhaltenden und ängstlich scheuen, fast sie zurückstossenden Mann erst durch eine Werbung von ihrer Seite erringen. Und wie nun der Pastor im Glücksgefühl weich geworden und ohnehin schon während des Krankenlagers des Bruders mit diesem ausgesöhnt berichtet und verständlich machen will, was geschehen ist, da überkommt den Versmähten die Wut. Er glaubt dem Pastor nicht, dieser hat ihn als leichtfertigen Schuldenmacher heruntersetzt, sich selbst eingeschmeichelt, und seinen ganzen Zorn und seine Verachtung entläßt er in einem wüthigen Schlag, den er ins Gesicht des Pastors führt und womit er ihn zu Boden streckt. „So sollte Dich Deine Braut sehen“, das sind die höhnischen Worte, mit welchen er den Gekränkten verlässt.

Dieser schweigt, der jüngere Bruder verbannt sich selbst und geht fort. Aber die Ehe gestaltet sich nicht glücklich. Daniel bleibt verschlossen, scheu, in Gesellschaft linkisch. Das erzwungene einsame Leben, die Reizbarkeit des Gatten und manches andere verursachen Unzufriedenheit und allmähliche Entfremdung der jungen Frau. In diesem gefährlichen Stadium ihrer Enttäuschung erscheint der glänzendere und seine Leidenschaft nicht verbergende jüngere Bruder wieder; seine glutheißen Bewerbungen finden erst Mitleid, dann mehr und mehr Gehör bei der Frau. Sie will aber nicht täuschen, nicht fliehen; der Bruder soll sie von dem Manne abfordern, sich auseinandersetzen. Das geschieht höhnisch, verächtlich und provozierend des Abends an einsamer Stelle neben dem Flusse. Da flammt auch die Wut des jungen Pastors elementar auf.

Ohnehin „litt er seit der Rückkehr des Bruders entsetzlicher als je. Er hasste ihn jetzt wie der Gefolterte den Henkersknecht. Jeder Bissen wurde ihm zur Galle, wenn Fritz — der Bruder — mit am Tische sass; sein Weib schien ihm besudelt, wenn der es ansah“ . . . . . „er hasste schon lange seinen Bruder und wünschte ihm den Tod.“ So schreit er: „Gott steh mir bei! Komm her“, stürzt sich mit elementarer Wucht auf ihn, schleudert dessen Kopf gegen die Banklehne, „dass das Genick wie ein Holzscheit zerbrach“. Dann wirft er sich auf die Knie und schreit: „Gott sei Dank.“ Und mit wildem Entsetzen umschlingt er den Leichnam und wirft ihn in den Fluss. Es wird nichts entdeckt, Fritz, so heisst es, hat sich im Flusse ertränkt. Mit innerem Grauen vor sich und Todesangst lebt er weiter; aber sein Selbsterhaltungstrieb siegt, er wird zwar entsetzlich nervös und quält seine Umgebung mehr als früher, doch verschliesst er sein Geheimnis streng in seiner Brust. Sein Weib, die ein Kind zu erwarten hatte, söhnte sich inzwischen mit ihm aus; sie wird mild und liebevoll wie im Anfang der Ehe, und das ändert sich auch nicht, als sie das Furchtbare aus des Mannes wilden Traumreden errät. Er hat es doch aus Liebe zu ihr getan. Endlich, wie die gleichmässig in allen Drangsalen sanft bleibende Frau in schweren gefährlichen Kindsnöten daniederliegt, schmilzt auch bei ihm die Rinde. In einer Stunde weicher Rührung gesteht er seine Tat vor seiner Frau, die ihn tröstet; und ganz spontan schreitet er kurz darauf zur Sühne. Er zeigt sich an und verbüsst die Gefängnisstrafe. —

Es fehlt uns der Raum, auf die nähere Würdigung der Dichtung mit ihren zahlreichen und scharf gesehenen psychologischen Einzeltzügen uns einzulassen. Es gibt nicht viel neuere Romane, die — soweit mir bekannt — mit gleicher Treue und erschütternder Wahrheit das langsame Wachstum und die zerstörenden Wirkungen der brüderlichen Eifersucht bis zu der furchtbaren Entladung zeichnen, wie das hier geschehen ist.

Uns selbst hat sich, wie ich hoffe, in dieser Schrift manches klarer und zum Teile in anderer Beleuchtung ergeben, als es bisher gesehen worden ist. Darf ich jetzt in wenigen Sätzen die bisherigen Ergebnisse zusammenfassen, so wären dies etwa folgende:

Erstens. Man hat seither gewöhnlich gemeint, die Eifersucht trete stets als heftige Leidenschaft auf. Uns erschien sie vielmehr als ein ziemlich allen Menschen eigenes relativ schwaches Gefühl. In den nicht zahlreichen Fällen, wo es lawinenartig anschwillt, geschieht dies meist langsam — weit seltener stürmisch nach der Art des Othello — und dabei viel weniger infolge einer dem Gefühle selbst zukommenden direkten Steigerungsfähigkeit als mittelbar durch die tückische Gewalt der Umstände, unter denen es sich entwickelt und äussert. Nur im Anfange auch ist der Affekt ein impulsiver, späterhin tritt mehr das Spiel einer grübelnden und schwülen Phantasie in den Vordergrund. Mehr als sonst vielleicht bewahrheitet sich der Grundsatz „*principiis obsta*“ (hüte dich vor den Anfängen), und so mag die pädagogische Lehre, den Ehrgeiz von Kindern und jungen Leuten zurückzuhalten, Recht haben.

Zweitens. Dass der Affekt innerlich quälend und nach aussen aufreizend wirkt, ist längst bekannt. So bedingt er Unfriede und Streit bis zu Gewalttaten von brutaler Rücksichtslosigkeit.

Drittens. Das Wirken der menschlichen Gesellschaft ist auf Gemeinsamkeit der Arbeit angewiesen. Darin liegen schon die ernstesten Gefahren von Zusammenstössen begründet durch Eigennutz und durch persönliche Verfeindung. Dazu kommt diese merkwürdige Leidenschaft hinzu, welche ursprünglich motivlos ein neues Moment der Gegnerschaft einfügt. Dieses entstammt der ganz allgemeinen Eigenschaft der Gefühle, vorab der Betätigungsgefühle, sich überall und stets mit Strebungstrieben zu verknüpfen. So können wir keine bei uns stark gefühlsbetonte Tätigkeit erblicken ohne den Drang, selbst dabei aktiv zu sein. Wir ertragen es schwer, selbst dabei ausgeschaltet zu bleiben, noch weniger wenn der andere mit starkem Erfolge tätig ist und er somit noch unseren Neid (nicht die Eifersucht, wie man auch hier oft fälschlich sagt) weckt.

Auf diesem einfachen elementaren Verhältnisse zwischen Gefühl und Strebung und vorher zwischen Vorstellung und Gefühl beruht

die Eifersucht. Ehe wir diesen Umstand zu stark anklagen, mögen wir uns erinnern, dass wir ihm zugleich einen unserer edelsten und wirksamsten Triebe verdanken, den des Mitgefühls. Dass wir dagegen um soviel seltener eine Mitfreude erleben, das rührt daher, dass hier durchschnittlich eben die Eifersucht sich regt, welche erstere übertönt. Übrigens ist doch nach unserer Theorie gerade die Eifersucht auch ein „Mitgefühl“, freilich ein solches schädlicher Art.

#### b) Über die Eifersucht bei Tieren.

Ein ähnlicher Affekt wie beim Menschen kommt ziemlich häufig auch im Tierreiche vor, in dem ja auch Freude, Wut und Schmerz weit verbreitet sind. Nach unserer Lehre vom Ursprunge der Eifersucht kann uns diese Tatsache nicht sehr wundernehmen. Es genügt da allerdings nicht, dass das Tier durch den Anblick der Tätigkeit eines Genossen zu gleichartiger Aktion angeregt wird; das geschieht sehr leicht, wie die tägliche Beobachtung lehrt. Sieht ein Huhn das andere schnell laufen, so wie es beim Erblicken der Nahrung zu tun pflegt, so rennt der ganze Chor der anderen Hennen herzu, auch wenn sie selbst das Futter noch nicht erblicken können. Bellt oder heult ein Hund, so kann man das Einstimmen der Nachbarn etwa zum nächtlichen Konzert erleben; hat man ein träges Pferd, so wird es schneller laufen, wenn es hinter einem anderen Gefährt postiert wird usw. Bei der Eifersucht aber ist nötig, dass das Tier durch das Wahrnehmen der Aktion des anderen nicht nur angeregt wird, sondern dass es auch in einen gewissen Affekt, in einen starken gleichartigen Trieb versetzt wird, und noch besser, wenn der Trieb zum Wettfeiern oder zum Neid erweckt wird.

Ist dies aber möglich, und sogar bei relativ tiefstehenden Tieren, so ist darin zwar kein Gegenbeweis, aber doch ein starker Überredungsgrund gegen die oben bekämpfte Wundtsche Lehre vom Gefühl als Bestandteile der Apperzeption zu sehen. Denn es liegt doch immerhin ferne, beim Tiere einen Unterschied zwischen Perception und Apperzeption zu machen. Wenn nun ein Brunsthirsch mit lauten Schreien auf das Erscheinen des Mitbewerbers lauert, den er sofort dann wütend „annimmt“, so muss man doch annehmen, dass hier mehr als ein dunkler Trieb in ihm steckt, dass irgendwie eine Vorstellung des Gegners in ihm da ist, welche die eifersüchtige Positur begründet. Ich glaube auch, dass Hunde wirkliche Erinnerungsvorstellungen besitzen können. Das wird noch nicht bewiesen durch die an sich gewiss merkwürdige Tatsache, dass kluge Hunde beispielsweise Kinder zu richtiger Stunde von der Schule abholen, oder sogar, was ich selbst mit angesehen habe, dass ein solches

Tier ganz ohne Leitung seinen Herrn auf dem richtigen Bahnsteige erwartet und zu richtiger Zeit aus dem ankommenden Zuge in Empfang nimmt, da können immer noch dunkle Assoziationen von Ort- und Zeitempfindungen wirksam sein.

Dagegen lässt sich wohl kaum etwas gegen folgende eigene Beobachtung einwenden: mein Hund hatte (in seiner Jugendzeit) einen Gummiball zum Spielen bekommen, der ihn ungemein freute. Der Ball geriet einmal abends in den meist verschlossenen „Salon“, dessen Betreten dem Tiere gewöhnlich verwehrt war. Am nächsten Tage eilt er alsbald an die Türe des Salons und fordert mich mit besonders starkem Bitten und Betteln auf, die geschlossene Türe zu öffnen. Nachdem dies geschehen ist, stürzt er pfeilschnell ins Zimmer und findet nach kurzem Suchen den Ball, den er sogleich ergreift, um sein gestriges lebhaftes Spiel mit ihm aufzunehmen. Sein Geruchssinn war nie sehr stark; ich kann nicht glauben, dass er durch die Türe hindurch den kleinen Ball gerochen hat; er muss also irgendwie „daran gedacht“ haben. Fälle so relativ klarer Art sind nicht sehr häufig; darum glaubte ich, diesen näher beschreiben zu dürfen.

Schneider<sup>1)</sup> nennt nun ganz zweckmässig solche Akte wie die ausgeprägten Fälle tierischer Eifersucht „Vorstellungstriebe“, zum Unterschiede von den direkten dunklen Impulsen wie dem Nahrungs- und Paarungstriebe, wo nur die Kette Gefühl bis Trieb und nicht die vollständigere Kette Vorstellung-Gefühl-Trieb sich findet. Wenn nun ein Tier, sagen wir eine Taube, so gierig nach dem Futter strebt und pickt, gerade wenn andere Tiere dabei sind, dass sie sich förmlich überfrisst und dass sie, soviel sie nur kann, alle Nachbarn fortjagt und sie misshandelt, so scheint doch, dass in einem so einfachen Verhalten nur zweierlei gesehen werden kann: entweder liegt da ein besonderer Naturinstinkt vor oder aber eine mehr zufällige individuelle Neigung bei einzelnen lebhafteren Tieren. Das erstere ist nicht wahrscheinlich, denn das wäre ein für das Tier selbst schädlicher Instinkt, es müsste sich direkt so anmästen. Ist das aber so, dann muss doch das Tier irgendwie es „nicht ertragen können“, wenn die Genossen vor seinen Augen ihren Teil am Futter sich aneignen. Und damit haben wir in der allereinfachsten Form den Grundvorgang der Eifersucht.

Dabei bedarf es allerdings oft auch keiner irgendwie klaren Vorstellung; es braucht nur durch den Wettbewerb ein Drang erweckt

<sup>1)</sup> G. H. Schneider, Der tierische Wille. Leipzig 1880 (mit reichem Materiale in guter Ordnung). Ferner G. J. Romanes, L'Intelligence des Animaux. 2. éd. Paris 1889 (2. vol.); nur theoretisch ist Lloyd Morgan, *Introduct. to comparative Psychology*, 2. ed., London 1903. Das reichste Material bietet immer noch Brehms Tierleben.



zu werden, die Nahrung zu „verteidigen“, und ist das Tier gierig, so hört der Fresstrieb eben nicht auf, wenn es genug hat. Viele Tiere scheinen das Gefühl der Sättigung nicht zu kennen (z. B. Wölfe, Hunde, Geier). Indessen immerhin ist ein Moment zu bedenken: das Tier ist fast durchgängig friedlich gegen seinen Artgenossen, sehr im Gegensatze zum Menschen. Andererseits kennt es keine Hemmungen, allein abgesehen von etwa konkurrierenden angeborenen Trieben, dagegen fehlt die Hemmung durch Vorstellungen, durch Reflexion. Jedenfalls ist es Tatsache, dass eine Art von Eifersucht beim Fressakte und der Nahrungssuche zwar vorkommt, dass sie aber hier etwas relativ Seltenes, öfter nur Individuelles ist. Ja, es kommt sogar etwas wie Wohlwollen vor, z. B. wenn der Hahn grossmütig den Hühnern die vorgeworfenen Bissen überlässt, ohne sich selbst zu rühren.

Also unbedingt die Regel ist, dass Tiere ohne irgendwelche Störung zusammenfressen, bei Raubtieren oft auch, dass sie zusammen jagen. Die pflanzenfressenden Herdentiere, Kühe, Pferde, Schweine, Hirsche, Rehe, Gamsen etc. weiden gewöhnlich vollkommen friedlich nebeneinander, einerlei ob der Tisch reichlich oder spärlich für sie gedeckt ist. Wölfe, Füchse, selbst Löwen jagen oft rudelweise zusammen. Ja, es findet eine förmliche Nahrungsgemeinschaft statt, z. B. bei Schakalen, Hyänen, Geiern, Krähen, Reiheru usw., letztere und manche andere Sumpf- und Baumvögel unterhalten sogar Nistkolonien. Dabei finden wir freilich nicht selten auch ausgeprägte Zänkischkeit, Herumstreiten um die Beute, Hacken mit den Schnäbeln gegeneinander. Doch ist hier der Streit nicht wirklich ernst gemeint, die Tiere bleiben zusammen und tun sich kaum wehe. Diese Tatsache muss sicher unser Nachdenken herausfordern; denn der Nahrungstrieb bleibt doch beim Tier noch mehr als beim Menschen der allgemeinste und stärkste Impuls.

Kommt es also, so fragen wir, dem Tiere gar nicht zum Bewusstsein, dass sein Nachbar ihm selbst das Futter zum Teil wegnimmt und ihm so den Vorrat schmälert? Das wird doch nicht anzunehmen sein. Weshalb zanken sie sich dann überhaupt um die besten Bissen? Sie werden also wohl deshalb den Mitbewerb der Genossen leicht ertragen, weil für den Instinkt des Tieres das Streiten mit dem Genossen fern liegt; dann aber auch darum, weil der Hunger jedesmal gestillt oder gemindert wird, auch wenn andere mit an der Mahlzeit teilnehmen.

In der Tat sehen wir ein recht abweichendes Bild bei dem zweiten mächtigen Impulse, dem Paarungstrieb, und es gibt doch auch immerhin einen regelrechten „Brotneid“ unter den Tieren. Zunächst trifft man einen solchen gleichsam gewerbsmässig ausgebildet,

aber doch ohne Verletzung der Harmonie unter der Tiergattung selbst, bei der bösartigen Gewohnheit einer Anzahl grösserer Vögel, anderen schwächeren die Beute abzu jagen. So verfahren die Möven gegen den Papageientaucher, der Weisskopfadler gegen den Fischadler, den ersterer nötigt, den bereits gefangenen Fisch ihm preiszugeben, und die ungeschickten Bussarde entreissen dem elegant jagenden Falken seine Beute. Der Fregattenvogel quält den Tölpel so lange durch heftige Schnabelhiebe, bis das geängstigte Tier ihm sogar seinen Mageninhalt wieder vorwürgt. Ist der Zweck solcher Räubereien auch klar, so wird doch die ursprüngliche Ursache eine Art von Neid gegen den die Beute besitzenden Vogel sein.

Die Hunde aber liefern uns oft Proben von echtem Futterneid gegen ihresgleichen; auch von einem vollbesetzten Topfe jagen sie unter wütendem Knurren andere fressgierige oder hungrige Hunde weg; sie wie die Spatzen balgen sich nicht selten energisch um ein Frassstück, und hat ein Hund einen Knochen gefunden, so eilt er, um aus der Gesellschaft der neidischen Genossen zu kommen und den Besitz zu vergraben. Eine interessante Notiz von der Steinens, wonach bei gewissen Indianern Brasiliens nichts für so „unanständig“ galt, als in Gegenwart Fremder zu essen, weist uns darauf hin, dass ein ganz ähnlicher Futterneid auch bei Menschen auf primitiver Stufe geherrscht haben muss.

Was hat sich also bis jetzt für uns ergeben? Von vornherein hätte man denken können, eine beim Tiere vorhandene Anlage zur Eifersucht hätte sich bei der Nahrungssuche am ersten zeigen müssen. Von Eifersucht aber wird man auch beim Tiere nur sprechen können, wenn andere Motive der Konkurrenz fehlen, namentlich wenn der Genosse ohne Grund und Not von dem längst gesättigten Rivalen verjagt wird. Das kommt nun tatsächlich, insbesondere bei Tauben und Hunden, vor. Dass es sich dennoch erstaunlich selten ereignet, hat zwei Gründe: einmal ist der Nahrungstrieb zwar ein emsiger, indessen kein leidenschaftlicher; zweitens bewahrt das Tier ungleich besser als der Mensch seine Friedlichkeit gegen die eigene Art. Und zu bedenken bleibt überdies, dass wo überhaupt das Sättigungsgefühl nicht recht besteht, dass hier eben die Nahrung immer begehrt wird. Ein Motiv ist also dann da.

Hingegen wird dem menschlichen Gefühle wieder verwandt sein jene bei manchen Gattungen zu findende „Unverträglichkeit“ der Art, dass im ganzen eigenen Jagdrevier kein zweites Pärchen oder nur Exemplar der gleichen Tierart geduldet wird. Manche Adler, Kolkraben und Schwarzspechte sollen beispielsweise diese Form eines Monopols für sich beanspruchen. Man muss sich denken, der Nahrungs-

bezirk sei hier so mit der Psyche des Tieres assoziiert, dass ihm der Wettbewerb eines anderen nicht erträglich ist.

Sodann ist der Mensch bei domestizierten oder im Käfig gehaltenen Tieren sehr oft die Ursache, dass ein Zusammenleben erzwungen wird, an das die Geschöpfe in der Freiheit absolut nicht gewöhnt waren. Wenn dann wiederum Unverträglichkeit an den Tag gelegt wird, so ist es oft schwer zu sagen, ob da das Gefühl des Fremdseins oder Eifersucht zugrunde liegt. So wird ein neuer Käfiggenosse oft mit bitterer Feindschaft empfangen, neue Insassen in einem Affenkäfig wurden nicht selten schon von den Stammgästen darin bis aufs Blut gequält, bis etwa ein älteres Männchen Mitleid empfand und seinen tatkräftigen Schutz gewährte. Mehrfach ist das ganze Schicksal einer Nordpolexpedition ernsthaft in Gefahr gekommen durch die Unbedachtsamkeit, dass man etwa Eskimo- und rassenverwandte, jedoch nicht rassengleiche amerikanische Hunde zusammen verwenden wollte. Es entstanden besonders bei der Stallung und Fütterung in den beschränkten Räumen so wütende gegenseitige Kämpfe und Beissereien, dass die schwächere Rasse dabei zugrunde ging. Und das ostafrikanische Pferd des Forschers Passarge wurde von den einheimischen Artgenossen in der Adamaua-Gegend so übel empfangen, dass es stets weit von letzteren getrennt werden musste. Wenn aber vollends berichtet wird, dass der Leithengst der halbwilden Prairiepferde Argentiniens eine Stute nicht mehr in seiner Koppel duldet, welche vom Hengste einer anderen Koppel beschlagen worden war, so wird es schwer, eine andere Deutung zu geben als die, dass doch irgend eine Art von Eifersucht (durch den Geruch vermittelt) dabei wirksam war.

Auch in den neuerdings viel beachteten Jugendspielen<sup>1)</sup> der Tiere ist es schliesslich oft eine Art von Einübung und Markierung eifersüchtiger Kämpfe, die zum Ausdrucke gelangt. Kann man bei dem wilden Jagen und Knurren, den scheinbar zornigen Beissereien junger Hunde, Bären und Füchse sich vorstellen, die Natur bezwecke durch den hier angelegten Instinkt die Vorbereitung zur Jagd bei dem erwachsenen Raubtiere, so gilt das doch nicht mehr für die übermütigen Kampfübungen der Füllen, der jungen Böcke, sogar der Alpenkühe, Bärenrobben und ferner der Stare, Sperlinge und Feldhühner. Das sind wirkliche Wettspiele und Wettkämpfe, in welchen ein starkes Temperament und Eifer sich bekundet. Und das wütende Kläffen, mit dem Hunde einem galoppierenden Pferde folgen, ist wiederum wohl als Wettrennen gemischt mit Verfolgungslust zu verstehen.

---

<sup>1)</sup> Vgl. Groos, Spiele der Tiere. Jena.

Papageien und Hunde endlich sind imstande, wie schon im ersten Kapitel berührt wurde, eine ganz persönlich gerichtete Eifersucht gegen die Liebe anderer Menschen zu ihrem Herrn unverkennbar an den Tag zu legen. Kommt z. B. eine Gattin ins Haus, nachdem das Tier vorher längere Zeit mit seinem Herrn allein die Wohnung geteilt hatte, so ist die Feindschaft gegen den Eindringling vielfach offenkundig gewesen, und es ist vorgekommen, dass sie sich in Wochen nicht gemildert hatte und dass man gezwungen war, das Tier zu entfernen. Andere Hunde oder Papageien sollen im Gegenteil unter gleichen Umständen traurig werden und kränkeln. Man kann für dieses Verhalten eine Erklärung finden, die den üblichen Fehler vermeidet, dem Tiere menschlich klare Eifersuchtsvorstellungen und -gefühle zuzuschreiben. Das Tier gelangt in enge assoziative Verknüpfung mit dem Herrn, der bei vielen gefühlsbetonten Akten, besonders der Fütterung, dem Ausgang und dem ganzen Zusammensein, so beteiligt ist, dass eine enge Verbindung zwischen der Erscheinung des Herrn und den freudigen Gefühlen des Tieres zustande kommt. Tritt nun eine fremde Person in engen Konnex mit dem Herrn, so erlebt das Tier einen ähnlichen Drang, an Stelle dieses Menschen zu treten, wie wir dies früher so oft geschildert haben.

Aber dass dies beim Tiere überhaupt möglich ist, darin scheint mir ein neuer Beweis zu liegen für den dunkel triebartigen Ursprung der Eifersucht.

Bis zuletzt haben wir uns das Gebiet des Paarungstriebes aufgespart, wo die tierische Eifersucht am unzweideutigsten und weitaus am häufigsten hervorbricht. Sie kann das viel leichter als beim Menschen, weil die Hemmungen der Sitte und der Vernunft wegfallen. Andererseits sind die Gelegenheiten für Konkurrenzkämpfe um vieles seltener; denn die Natur, welche soviel Sorge — teleologisch ausgedrückt — auf die Erhaltung und Fortpflanzung der Art verwendet, hat auch Einrichtungen zustande gebracht, dass das Paarungsgeschäft, auf das soviel ankommt, möglichst ungestört und leicht bewerkstelligt wird. Nun sind ja die Tiere völlig selbständig lebende und fühlende Individuen, sie müssen sich also eigens zusammen verbinden und sich gegenseitig zu dem Zwecke aufsuchen und herauswählen. Das geschieht sehr ähnlich wie beim Menschen nicht sowohl durch brutale Überwältigung als im Wege regelrechter Werbung, welche das Männchen dem Weibchen darbringt.

Nun hat Darwin<sup>1)</sup> hier die sehr ansprechend und sorgfältig begründete Theorie von der „geschlechtlichen Zuchtwahl“ aufgestellt,

<sup>1)</sup> Darwin, Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, zuerst 1871, 2 Bde.



also die Annahme, dass die Vorgänge der Werbung seitens der Natur so eingerichtet wurden, dass damit eine Verbesserung und Auswahl des Zuchtmaterials, insbesondere hinsichtlich des männlichen Teiles durchgeführt werde. Das Weibchen soll also instinktiv eine zweckmässige Auslese treffen und in anderen Fällen sollen die stärksten und klügsten Männchen in den „Werbungs- oder Paarungskämpfen“ als Sieger hervorgehen, so dass nur sie zur Fortpflanzung gelangen. Entscheiden die Weibchen, so sei Schönheit und männliche Kraft das, worauf hin jene ihre Neigung gewähren, und daher stamme die bekannte grössere Figur und Pracht der Männchen, ihr Hochzeitschmuck, das Geweih der Hirsche und sogar mancher Käfer (namentlich in den grossen Klassen der Lukaniden, Dynastiden und Cetoniden).

So sehr aber auch das umfassende Material, das Darwin auch hier zur Stütze seiner geistreichen Theorie angehäuft hat, uns zunächst dafür einnimmt, so kann man sich doch der Gewichtigkeit der Einwände, die dagegen in uns laut werden müssen, nicht verschliessen. Es wäre doch ein zu grosser Widerspruch, in welchen die Gesetzgebung der Natur mit sich selbst geriete, wenn sie den Fortschritt der Zuchtwahl auf einen leidenschaftlichen Krieg der Arten unter sich gründen würde, während sonst sicher durch spezifische Instinkte die kaum je ernsthaft gestörte Friedfertigkeit im Bereiche der Spezies gewährleistet wird. Gerade die mit Vorliebe bei den höheren Tieren herbeigeführte Einrichtung der strengen „Einehe“ wird der Ausbildung einer geistigen Eigenschaft zuzuschreiben sein, deren Fundament besonders starke Assoziationen zwischen den beiden gepaarten Individuen sein müssen. Es liegt deshalb im Grunde viel näher anzunehmen, dass all die bald sanften, bald stürmischen Bewerbungsspiele wie der Gesang, das Zirpen, die oft drolligen Flugkünste und Gestikulationen bei Vögeln und weiter auch der Hochzeitsschmuck, Geweihe etc. wesentlich im Sinne L a m a r k s zu deuten sind als ein luxuriierendes Wirken, als Nebenprodukt der in der Fortpflanzungszeit mächtig angeregten organischen Kräfte in den Männchen.

Sicher ist doch auch die gefährliche Reizbarkeit brünstiger Stiere, Hirsche und Böcke nicht „im Plane“ der Natur gelegen, d. h. kausal ausgedrückt, sie wird nicht als solche gefördert durch natürliche Auslese. Und so wird man auch glauben, dass systematische Werbungskämpfe und die zugleich damit oft machtvoll geäusserte Eifersucht ein wenig rationelles Mittel zur Förderung der Vermehrung in der Tierwelt wären; gleichwie beim Menschen werden sie ein lästiges Nebenprodukt intensiver Betätigungstriebe sein, und wenn wir sie beim Paarungsgeschäfte einer Anzahl von Gattungen regulär vorfinden, so wird dies daran liegen, dass diesen Trieb, der dem Indi-

viduum selbst so gar nichts nützt, die Natur auf eine förmlich tyrannische Triebgewalt gegründet hat.

In der Tat wird man sich sofort zweierlei fragen: was nützen denn überhaupt den streng monogamischen Tieren Schmuck und Spiele der Männchen, wenn doch in dubio jeder zeugungsfähige Partner seine Partnerin findet? Und zweitens, hat man wirklich ernsthafte Zeugnisse dafür, dass die Weibchen es sind, die wählen? Liest man eine Anzahl der klassischen Schilderungen bei Brehm durch, so stösst man beinahe stereotyp auf die Bemerkung, dass während der schönsten Schleifen des Auerhahns oder während der wildesten Kämpfe von Brunsthirschen die Weibchen untätig und scheinbar wenig interessiert in der Nähe stehen, und wie Brehm hinzufügt, dann nicht selten schwächeren Freibeutern unter den Hirschen zur Begattung dienen, während der Haremsgewaltige im Streite engagiert ist und die Missetat übersieht. Ziemlich unzweckmässig dabei sind offenbar auch die brutalen Misshandlungen des Weibchens, welche der Hirsch, sogar der furchtsame Lampe, die Katzen gegenseitig usf. verüben vor und während der Begattung, dann die seltsame Gewohnheit des Maulwurfs, das Weibchen im Bau einzusperren und es an seiner freien Bewegung zu hindern durch mürrisches Zausen.

Unschwer erklärlich jedoch sind all diese und ähnliche Gewohnheiten im Paarungsverkehre der Tiere, sowie man sie als Analoga der menschlichen „Betätigungsgefühle“, des Eifers, der Arbeitsfreude auffasst; da beim Tiere die subjektive Seite minder ausgebildet ist, da ein assoziatives Spielen der Phantasie überhaupt kaum denkbar ist, so fliesst hier die Förderung der Ganglienzellerregung — welche wir im 2. Kapitel als Grundlage des Lustgefühls in Anspruch genommen hatten — direkt in die Aktionsseite über und veranlasst allerlei an sich ziellose motorische Leistungen. Wird dagegen vom Tiere die Konkurrenz eines Mitbewerbers wahrgenommen, so begreift es sich leicht, dass der überschüssige Tatendrang ein Ziel findet.

Die erste Äusserung des Paarungstriebes bei Tieren ist ein Sich-suchen und Zueinanderstreben der Geschlechter, wobei freilich das Weibchen sehr oft sich recht passiv, selbst stumpf verhält. Diesem Impulse dienen bekanntlich die anderen Sinne des Tieres, indem teils der Geruchssinn eine unglaubliche Schärfe z. B. bei Insekten gewinnt, teils allerlei Lautäusserungen erfolgen, teils sogar Lichtproduktionen (bei Leuchtkäfern), welche wohl das Weibchen anziehen. Das Zirpen nun bei Grillen und Cikaden wird nach Wahrnehmung erfahrener Entomologen, wie z. B. des sehr zuverlässigen Favre, deutlich wetteifernd von den Männchen ausgeübt, so dass bei Gegenwart mehrerer Exemplare nicht leicht eines davon aufhört, solange

das andere sich hören lässt. Ähnlich treiben es unter den höheren Tieren die Kuckucke, die sich eher heiser schreien, als dass sie einem rufenden Rivalen weichen. Von Schmetterlingen schon werden, wie ich bei Darwin angeführt finde, leibhaftige Paarungskämpfe berichtet, und man führt darauf z. B. zurück, dass man Exemplare der *Appollonia Iris* fangen konnte, deren Flügel auf solche Weise merklich zerfetzt waren. Ob das einigermassen sicher erwiesen ist, weiss ich freilich nicht. Von Schmetterlingen auf Borneo hat Collingwood erzählt, dass ganze Schwärme heftig durcheinander wirbeln, was als Kampfspiel aufgefasst wurde.

Sicher scheint es zu sein, dass die sonst so trägen Schildkröten und dass Eidechsenarten Bewerbungskämpfe so stürmischer Art unternehmen, dass einzelne Männchen dabei den Tod finden; und bezüglich der Löwen zitiert Hellwald gelegentlich die Angabe — die ich freilich bei Brehm vergeblich gesucht habe —, in der Paarungsperiode komme es vor, dass eine Anzahl von 3—4 männlichen Löwen einem Weibchen folgen und sich im gegenseitigen Streite um letzteres übel zurichten. Bei Störchen habe ich selbst mehrfach beobachtet, wie fremde Männchen sich dem Neste näherten und nur durch ernste Bekämpfung seitens des rechtmässigen Gatten abzuwehren waren. Derartige Bewerbungskämpfe um das Weibchen kommen noch vielfach vor; indessen ist Eifersucht dabei nicht das wirksame Motiv. Es sind Fälle, wo das Zusammenfinden der Paare durch die Natur nicht genügend reguliert ist; treffen mehrere Männchen bei einem Weibchen zusammen, so muss es eben einen Wettbewerb geben.

Echte Eifersucht hingegen bieten diejenigen Herdentiere dar, in welchen Polygamie herrscht und wo gewöhnlich ein besonders starkes Männchen den Führer repräsentiert; solche Verhältnisse zeigen viele Affenarten, die Gamsen, Hirsche, Robben, der Haushahn usf. Hier beansprucht, wie allgemein bekannt ist, das Leittier ein unbedingtes Haremsrecht; jüngere schwächere Tiere versuchen, dem ihnen eingepflanzten Triebe folgend, regelmässig eines der weiblichen Tiere für sich zu gewinnen, doch werden sie immer in sehr ernst geführten Duellen von dem Leittiere abgetrieben und nicht selten dabei schwer verletzt. Bei Gamsen und Hirschen scheint es kaum zweifelhaft zu sein, dass sie durch ihre Brunstschreie die Gegner förmlich „herausfordern“. Der Haushahn legt auch ausserhalb der (hier lange dauernden) Begattungsperiode einen intensiven Kampfeifer gegen jeden anderen Hahn an den Tag, ja man sieht das schon bei so jungen Tieren, dass sie noch kaum als geschlechtsreif gelten können.

Sehr merkwürdig ist das Betragen der Kampfäufer. Brehm (Vögel, 3. Bd. S. 25) berichtet mit gewohnter Anschaulichkeit: „die Männchen kämpfen (in der Paarungszeit), und zwar fortwährend, ohne

erkenntliche Ursache, vielleicht gar nicht um die Weibchen, um eine Fliege, einen Wurm, einen Sitzplatz, um alles und nichts; sie kämpfen, ob Weibchen da sind oder nicht, in der Gefangenschaft wie in der Freiheit, zu jeder Jahreszeit. Im Freien wählen sie einen besonderen Ort zum Kampfplatz, der jedes Jahr wieder aufgesucht wird und, wo verschiedene Paare zusammenkommen, jedes Tier hat seinen bestimmten Gegner. Trotzdem sie heftig in Aufregung sind und am ganzen Körper im Kampfeifer zittern, fügen sie sich mit ihren weichen Schnäbeln keine merklichen Verletzungen zu, der Streit wird übrigens in der Freiheit ausschliesslich auf dem Kampfplatze turnierartig ausgefochten, nie anderwärts. Nach der Paarungszeit leben die Vögel vollkommen sanft und friedlich nebeneinander.“

Schliesslich sei die eigentümliche Geschichte von einer Mandarinen-Ente nach Bennet angeführt. Dieser Forscher hielt mehrere Tiere dieser Art in einem Käfig. Das Männchen eines Paares darunter wurde eines Tages gestohlen. Darauf bewirbt sich ein anderes Männchen um die Verlassene, wird aber zurückgewiesen. Bald danach wird das gestohlene Tier zurückerlangt und freudig vom Weibchen begrüsst. Es gerät aber alsbald mit dem vorherigen Bewerber in heftigen Streit, in dessen Verfolg es den Nebenbuhler tötet. Auch wenn man da die phantastische Erklärung des Erzählers nicht mit übernimmt, es habe geschienen, als ob das Weibchen seinem Gatten Bericht gegeben habe von der stattgehabten Bewerbung, so bleibt doch soviel übrig, dass hier ein echter Konkurrenzkampf ausgefochten worden sein muss, falls die ganze Geschichte wahr ist.

Fragt man sich jetzt, wie das Zustandekommen der Bewerbungskämpfe überhaupt bei den zuletzt erwähnten Kategorien psychologisch zu deuten ist, so scheint mir folgendes den Tatsachen zu entsprechen: es müssen Assoziationen der Zusammengehörigkeit bei dem Leittiere mit sämtlichen Weibchen der Herde entwickelt worden sein. Jede Annäherung eines anderen Männchens erweckt sofort in ersterem den Impuls, sein ganzes Revier zu verteidigen, etwa wie der Hund Haus und Hof, der Schwarzspecht sein Jagdrevier als sein Monopol fühlt (ich sage absichtlich nicht „ansieht“). Es ist kaum zu glauben, dass Unersättlichkeit des Begattungstriebes Ursache des Verhaltens ist. Was sollte es auch dem Tiere schaden, wenn es anderen Männchen eines der Weibchen mit überliesse? Assoziationen jener Art brauchen nun sicherlich nicht klar im Tiere vorgestellt zu werden; wohl aber muss beim „Herausfordern“ der Gegner eine Vorstellung von anderen Männchen im Tiere mehr oder minder deutlich sein. Es stürzt so kampfbereit diesem entgegen und regt sich so wütend auf bei den Antworten anderer schreiender Brunsthirsche, dass eine „Bereitschaft“ auf den Kampf mit dem Konkurrenten anzunehmen sein wird. Somit



besteht die psychische Kette: Zugehörigkeitsassoziation — Mitbewerber — Kampf.

Wir können also dabei nicht beurteilen, wieweit die Äquivalente unserer Vorstellungen und Assoziationen im Tiere zur Klarheit entwickelt sind, sie mögen sehr viel unvollkommener und leerer sein als bei uns. Wohl aber erkennen wir aus den tatsächlichen Bewegungsausserungen der Tiere, dass ihre Ziele mit den unsrigen eine offenbare Analogie aufweisen. So sind wir auch berechtigt, von eifersuchtsähnlichen Betätigungen der Tiere zu reden. Und damit komme ich am Schlusse nochmals auf die These zurück, mit der ich dieses Kapitel eingeführt habe: Tiere bekunden unter verschiedenartigen Umständen einen Trieb, andere aus einer Betätigung zu verdrängen, ohne dass ein weiterer Anlass dafür kenntlich wird, als der, dass sie selbst diese Aktion eifrig, bzw. mit starkem Gefühl zu üben pflegen. Die Befriedigung eines Zweckes, besonders der Nahrungssuche, des Begattungstriebes steht dabei nicht voran; denn die Tiere handeln so, auch wenn diese Triebe völlig eine Sättigung finden können, bzw. gefunden haben.

Das entspricht aber dem Begriffe der menschlichen Eifersucht. Ihr Vorkommen bei Tieren bestätigt, dass letztere völlig genügend erklärt wird, wenn man ihren Ursprung für einen triebartigen, impulsiven ansieht.

Daß, übrigens nicht alles beim Tiere wirkliche Eifersucht ist, was beim ersten Blicke so erscheint, ist mehrfach von uns dargelegt worden.

#### c) Über die Äusserungen der Eifersucht im Gange der Kulturentwicklung.

Während die Intelligenz und der geistige Kulturbesitz ungemein grosse Fortschritte im Laufe der Entwicklung und der sich steigernden Kultur erfahren haben, war es früher im allgemeinen nicht üblich anzunehmen, dass auch die Gefühle und Affekte sich als solche allmählich gewandelt haben. Indessen haben wir heute den Standpunkt der durch Virchow geführten Anthropologie insoweit überholt, als es seit den Forschungen eines Schwalbe, Klatsch u. a. für sichergestellt gilt, dass der normale älteste Mensch der Neanderthal-Periode durchschnittlich nur ein Hirngewicht von 900—1000 g besessen hat gegen 1300—1450 g beim jetzigen Menschen. Er wird also psychisch wesentlich tiefer gestanden haben als der moderne Rassentypus, auch tiefer als selbst der gegenwärtige eingeborene Australier, dessen Psyche recht dürftig und primitiv ge-

blieben ist. Über die geistigen Äusserungen der prähistorischen Stufe im einzelnen haben wir freilich so gut wie keine Anhaltspunkte erlangt, abgesehen von zwei Momenten: wir erfuhren, dass schon recht frühe den Toten Grabbeigaben gewidmet wurden, es wird also irgend ein religiöses Gefühl dagewesen sein. Und in der Höhle von Krapina waren die Knochen des Neanderthalmenschen so zerschlagen, dass man dies auf kannibalische Gewohnheiten zurückgeführt hat. Ungemein frühe sind drittens relativ gute Kunstprodukte geschaffen worden, sowohl plastischer als zeichnerischer Art.

Hingegen besitzt man auch nicht einmal Anhaltspunkte, um zu vermuten, wie das primitive Verhältnis zum Weibe gestaltet gewesen ist; wir wissen daher auch nichts über die menschliche Vorstufe der Eifersucht. Der Vergleich mit dem höheren Tiere sagt uns hier nichts; denn sowie klare Vorstellungen und eine reflektierende Intelligenz auch recht minderwertigen Grades vorhanden sind, ändert sich das Bild von Grund aus; alsdann fügen sich die Hemmungen der Verstandesfunktion ein, während wir beim Tiere nur eine einzige instinktive Hemmung am Werke sahen, das Gefühl der Artfreundschaft. So kommt es in der Tat, dass bezüglich des Affektes der Eifersucht eine förmliche Kluft den Kulturmenschen vom Individuum der Naturvölker trennt. Der erstere scheint in dieser Hinsicht dem Tiere weit näher zu stehen als der Unkultivierte, der „Wilde“. Aber dieser ist darum doch nicht der „bessere Mensch“; der Grund des Verhaltens ist kein anderer als der, dass die Intelligenz und die Sittengebote einer einfachen Kultur bereits deutlich wirken, während das geistige Leben noch nicht soweit gediehen ist, um Raum für ideelle Betätigungsgefühle des Ehrgeizes und der Liebe zu geben.

Wir wollen diese ganz interessante Tatsache noch etwas näher erläutern<sup>1)</sup>. Nach der Meinung Hellwalds und einiger anderer Ethnologen soll ursprünglich beim Menschen geschlechtliche „Promiskuität“ geherrscht haben, also die Ehe wäre eine erst allmählich zustande gekommene Institution zur Regelung des Geschlechtsverkehrs und zur Erleichterung der Massnahme, dass auch der Vater sich beteiligen kann an der Erziehung und Versorgung der Kinder. Jene Hypothese, nach der natürlich *Werbungskämpfe* beim primitiven Menschen an der Tagesordnung gewesen sein müssten, stützt sich

<sup>1)</sup> Die Literatur ist enorm; genannt seien z. B. Lubbock, Entstehung der Zivilisation, Jena 1875; Hellwald, Menschliche Familie, Leipzig 1884; Westermarck, Geschichte der menschl. Ehe, d. Übers., Jena 1893; Günther, Kulturgeschichte der Liebe, Berlin 1899; Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit, 2 Bde., Stuttgart 1886/87. Sehr wichtig sind die verschiedenen Werke Posts über ethnologische Jurisprudenz; ferner Ploss-Bartels, Das Weib etc., 2 Bde., 5. Aufl., Leipzig 1897.

indessen, soweit ich das Material an Tatsachen übersehe, nur auf zwei sogen. „Überlebsel“ in den Familiensitten der Naturvölker. Das sind die ziemlich weit verbreiteten Gesetze des „Mutterrechtes“, welches nur der Frau und deren männlichen Verwandten Macht über die Kinder einräumt, und zweitens die Sitte des „Brautraubes“ oder der Raubehe.

Die viel untersuchte Gewohnheit des Matriarchates ist eine sehr komplizierte Angelegenheit, bei der allerlei Verwandtschafts-, Clan- und Totengesetze im Spiele sind. Bei dem Brautraube handelt es sich meist nur um eine zum Symbol gewordene Sitte; die Frau wird unter regelrechten zuvor erledigten Verhandlungen vom Vater oder mütterlichen Oheime erkauft. Die Sitte will es aber bei vielen australischen, ozeanischen, Neger-, Kaukasusvölkern etc., dass das Mädchen sich heftig sträubt oder dass es flieht und sich versteckt, und der Bräutigam seinerseits schleppt sie oft sehr gewaltsam mit sich fort. Post unterscheidet im übrigen dabei, offenbar mit Recht, dreierlei Formen, nämlich den realen Raub, den symbolischen Raub und den Frauenraub als blosses Hochzeitsspiel. Gerade der erstere kommt aber kaum irgendwo als regelrechte Sitte vor, sondern mehr gelegentlich beim Kriege, bei Streitigkeiten und als Gewaltakt eines einzelnen. Mag dies aber auch in Urzeiten vielleicht der gewöhnliche Weg des Erwerbs der Frauen gewesen sein, so folgt daraus doch noch nicht, dass nun ein wilder ungeregelter Geschlechtsverkehr mit den erbeuteten Frauen eingeleitet wurde.

Vielmehr finden wir so gut wie allenthalben bei Naturvölkern eine vollkommene Regelung dieser Verhältnisse, nämlich die „Kauf-ehe“ zu Recht bestehend. „Die Braut gilt als reine Ware und der Preis, welcher für sie bezahlt wird, gilt als wirklicher Kaufpreis<sup>1)</sup>.“ Daher vollzieht sich auch die Lösung dieser Ehen ziemlich leicht; harmonieren die Eheleute nicht, so entflieht die Frau zu ihren Verwandten, und wenn der Kaufpreis zurückerstattet wird, so ist die Sache im Frieden erledigt. Dass es bei älteren Kulturvölkern lange, lange Zeit im wesentlichen nicht viel anders zu gehen brauchte, lehren uns die Chinesen, bei welchen es Gesetz ist, dass alle Verabredungen zur Ehe allein von den Eltern getroffen werden und dass der glückliche Bräutigam seine Braut oder junge Frau unverschleiert erst dann zu sehen bekommt, wenn alle Zeremonien schon vorüber sind. Ein gebildeter, in Europa seit Jahren ansässiger Chinese, Tscheng Ki Tong, sagt uns in einem kleinen Buche<sup>2)</sup> mit wahr-

1) Post, Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz, 2 Bde., Oldenburg und Leipzig 1874, I. Bd. S. 287.

2) Tscheng Ki Tong, China und die Chinesen. Leipzig 1885.

haft erfrischender Aufrichtigkeit, worauf die einheimische Gewohnheit beruht. „Einziger Zweck der Ehe ist in China die Vermehrung der Familie (also die Fortpflanzung)“; von der Liebe und Liebeswerbung unbedachter junger Leute hält unser Autor sehr wenig, sie führe nur in die Irre, wie er in Europa wahrgenommen haben will, und sie gebe auch noch kein Pfand der Treue.

Bei dieser Stellung der Frau erklärt es sich, dass auf niederer Kulturstufe für die Liebesifersucht zumeist die Voraussetzung fehlt, nämlich ein starkes Gefühl für die Frau. Ehebruch kann hart und oft sogar mit dem Tode der Fehlenden gesühnt werden, vielfach aber auch nur durch Geldbusse; und ziemlich häufig herrscht die Sitte der „Gast-Prostitution“, Frauen und Töchter werden besonders in Afrika dem Gaste zur nächtlichen Gesellschaft überlassen. Die Keuschheit gilt eben nur als Gut, wenn eine Art Eigentumsrecht darauf ruht, so vor allem nicht bei Unverheirateten. Diese verlieren im Gegenteile sehr an Wert für eine Eheschliessung, wenn sie im ledigen Stande nicht genug Liebhaber gefunden hatten, also nicht begehrt waren.

Trotz alledem finde ich doch in dem neuen Buche eines vorzüglichen und durch langjährigen Verkehr unterrichteten Kenners von Naturvölkern, bei Parkinson<sup>1)</sup> nämlich, die Notiz, dass eine der häufigsten Ursachen für die vielen kleinen Kriege und Fehden der Südseeinsulaner Zwistigkeiten um Frauen und Mädchen seien, und da wird es kaum ohne Regungen der Eifersucht abgegangen sein. Um also mich zu überzeugen, wieweit diese Völker in der Tat Gefühle der Art in ihrem Herzen nähren, schien mir der kürzeste und sicherste Weg der zu sein, die Regungen der Volksseele unmittelbar an ihren eigenen Äusserungen zu studieren. Ein solcher Weg existiert aber, auch für den Beobachter aus der Ferne, er muss die Produkte ihrer Phantasie kennen lernen, die Volksmärchen, deren uns heute schon eine grosse Menge in den Forschungen der „Folklore“ zugänglich gemacht sind. Ich habe Sammlungen von Märchen der Eskimo (Rink), Indianer (Boas, Lang, Knortz), Neger (Seidl, Lederbogen etc.), Australier (L. Parker) durchgelesen und dabei lediglich das gleiche erfahren, was sich schon aus den Volkssitten erschliessen liess. Von Rache und Vergeltungstaten wegen Ehebruchs stossen uns gar nicht selten Spuren und Zeugnisse auf; von „Qualen der Eifersucht“, von verzehrendem innerem Feuer, wie es in unseren Dichtungen und in der Welt der Wirklichkeit so stark sich ausspricht, ist mir so gut wie nichts begegnet.

<sup>1)</sup> Parkinson, Dreissig Jahre in der Südsee. Stuttgart 1907.



Und so erstaunen wir auch nicht mehr allzu sehr, wenn wir wahrnehmen, nicht allein dass die Polygamie bei Naturvölkern ohne allzu starke Reibungen unter den Frauen sicher durch Jahrtausende hindurch sich forterhalten hat, sondern auch, dass die wenigen Fälle von Polyandrie (Gemeinsamkeit einer Frau als Gattin mehrerer Männer) z. B. bei den nordindischen Todas und zu Herodots Zeit bei den Skythen ohne Störung und ohne Eifersüchteleien sich durchsetzen liessen. Tempelprostitution sonst durchaus ehrenwerter Frauen berichtet Herodot von Babyloniern, Phöniziern und von Zypern; bei den altperuanischen Mantas, bei den heutigen Santhals in Indien, bei den Nadowessiern Nordamerikas war vorübergehende Frauengemeinschaft in neuerer Zeit noch beobachtet worden.

Überhaupt aber gewahren wir in der psychologischen Eigenart der Naturvölker kaum die Fähigkeit oder Neigung zu einer so langsam heraufziehenden und innerlich brütenden Leidenschaft, wie die Eifersucht sich uns dargestellt hat. Eine Menschenklasse, die nur im Augenblicke lebt und webt, die, was das Tier so oft vermag, Vorräte für eine ungewisse Zukunft, Güter zu fernliegender Verwertung anzusammeln, kaum je im Sinne hat, ein solche kennt sehr wohl raschen Zorn und Groll, sie ist Meisterin in der listigen Verstellung, auch in einer gewissen einfachen Diplomatie; indessen monatelang fort und fort den gleichen peinlichen Gedanken im Geiste wälzen, ein verhaltenes Streben in sich bergen, beobachten und prüfen, das ist nicht ihre Sache. Zudem ist persönlicher Neid ein Laster, das diesen Menschen ferne liegt; wer reichen Besitz und Gewinn erworben hat, eilt und muss eilen, ihn mit allen Geschlechtsgenossen zu teilen. Ja sogar diese fast naive Interessengemeinschaft geht soweit, dass nach Parkinson auf den Südseeinseln die Übertragung einer persönlich erlittenen Rechtskränkung auf einen anderen, der mächtiger ist, gestattet wird. Ist z. B. einem Insulaner ein wertvolles Instrument gestohlen worden von einer Person, die er nicht entdecken oder nicht zur Rechenschaft ziehen kann, so geht er hin, nimmt einem einflussreichen Nachbarn etwa sein Kanoe weg und zeigt ihm seinen Grund an. Dieser wird dann sorgen, dass dem Geschädigten Sühne geschieht, worauf letzterer das Boot zurückgibt.

Wir erkennen somit auf dieser Stufe eine so starke innere Freundschaft und Geschlossenheit, dass sie an die Friedsamkeit der Tiere innerhalb ihrer Spezies erinnert; und man versteht dies, wenn man bedenkt, wie klein ohnehin die Kreise von Geschlechtsgenossenschaften und Clans sind, welche in sich zusammengehören. Die Kultur bringt die Menschen mehr auseinander, während sie die Kreise der Gemeinschaft ungemessen zu ganzen Staatsgebilden ausgedehnt hat. Dieses Moment samt der zeitlichen Flüchtigkeit der Affekte hat zur Folge,

dass der Eifersuchtstrieb auf kulturarmer Stufe nur in seiner einfachen, kurz dauernden Form sich zeigt. Wie eine Probe aufs Exempel liest sich ein Fall, von dem der englische Matrose Mariner<sup>1)</sup> erzählt, welcher als Schiffsjunge bei dem Überfalle einer englischen Brigg durch die Insulaner geschont worden war und der dann 4—5 Jahre lang mit den Eingeborenen ganz als ihr Landsmann gelebt hatte. Zwei Häuptlinge hatten mehrfach in Wettkämpfen miteinander gerungen und jedesmal hatte der eine den entschiedenen Sieg davongetragen. Nun empfand der Geschlagene echte Eifersucht gegen den anderen, suchte ihn erst wütend zu überfallen, und als jener wieder Meister wurde, lief er gekränkt und vor Rache ängstlich davon, um sich nicht mehr ein paar Wochen blicken zu lassen. Nun aber begab sich der Sieger selbst zu seinem Gegner, und sogleich waren beide wieder versöhnt und freundschaftlich wie zuvor.

Der Vorgang klingt wohl edelmütiger als er wirklich war; die Gefühle und Impulse sind und bleiben eben hier kurzlebig. —

Die Entwicklung der Affekte bewegt sich in der Tat in Gegensätzen und Extremen. Gleich wie die Sonne der Kultur über den vorderasiatischen Völkern aufgegangen war, hat sie zwar leitende grosse Ideen in die Völkergemeinschaft getragen, staatliche Macht und Ausbreitung ihrer Religion ward das Ziel der ganzen Volksmasse. Zugleich jedoch unterlagen sie einer so gewalttätigen Herrschaft der Affekte und eben jener Ideen, dass man diese Kultur auch als eine im Affekte gebundene charakterisiert hat. Echte Betätigungsgefühle — abgesehen von der psychologisch für sich bestehenden Erotik —, welche innerhalb der soeben betrachteten primitiven Stufe noch geradezu schweigen, sind auch jetzt noch relativ schwach ausgebildet. Bei dem jüdischen Volke, dessen seelisches Leben uns in der Bibel, allerdings vom einseitigen Priesterstandpunkte aus, eingehend dargelegt wird, kommt ein Antagonismus zwischen der Staatsgewalt und dem Priestertume zwar mannigfach zum Ausdrucke und persönliche Eifersucht wirkt wie zwischen Saul und David noch wiederholt; dass sie den Geschichtsschreibern der Tradition auch als starker und verhängnisvoller Trieb im engen Kreise der Familie erschienen sein muss, ergibt sich aus den wiederholten Erzählungen der Art von Kain und Abel, den Brüdern Josephs, von Abraham und Hagar. Immerhin werden wir dabei weit weniger von der aktiven und impulsiven Eifersucht gewahr als von einer neidvollen Unverträglichkeit.

---

<sup>1)</sup> Mariner, Nachrichten über die Tongainseln. Deutsche Bearbeitung. Weimar 1819.

Und wenn von *Kremer*<sup>1)</sup>, einer der eindringendsten Kenner der arabischen Kultur bemerkt, dass hier zuerst das den Asiaten sonst fehlende Gefühl der Ehre in leuchtender Stärke hervortritt, so ist damit nicht der ehrgeizige Wetteifer der Tatkraft gemeint, sondern die hohe Geltung der sozialen Wertschätzung und berechtigter Stolz auf die eigene Vortrefflichkeit. In den Märcen von „Tausend und eine Nacht“, in welchen der arabische Charakter reichliche treffende Streiflichter erhält, wird wohl nicht mir allein aufgefallen sein, dass die Helden meist nur im Ausharren gross sind, während im übrigen alle Taten durch die Geister verrichtet und jenen in den Schoss geworfen werden.

So ist im wesentlichen nur die erotische Form der Eifersucht bei den Arabern stärker entwickelt, diese aber dafür in ganz übermässiger und grausamer Gestalt. „Wenn die Eifersucht den Araber erfasst, macht sie ihn zum blutgierigen Ungeheuer“, so sagt von *Kremer*. Das Volk hat sich hier, nicht zu seinem Vorteile, sehr gewandelt im Laufe einiger Jahrhunderte. In den ersten Zeiten nach Gründung der Macht des Islams war die Stellung der Frau eine würdige und hohe, sie war selbstbewusst und gleichberechtigt mit dem Manne. Ganz langsam, etwa bis zu Harun al Raschid hin, wurde das anders; mit wachsendem Reichtume kam die Schwelgerei auf; der orientalischen Sinnlichkeit wurde durch Agenten, welche zu hohen Preisen schöne und zur Entfaltung aller Reize erzogene Sklavinnen einführten, Genüge geleistet. Und je mehr man jetzt die langweiligeren legitimen Gattinnen vernachlässigte, um so eifersüchtiger glaubte man sie bewachen zu müssen. So wurde die Haremswirtschaft samt den Eunuchenwächtern, welche letzteren vom byzantinischen Hofe her übernommen wurden, begründet, und diese unwürdige Sitte nebst der extremen Verschleierung der Frauen ist von da ab den Orientalen eigentümlich geblieben. Diese Weiber, deren ganzes Sinnen und Trachten nun ganz allein auf das Geschlechtsleben in seiner ursprünglich sinnlichen Art beschränkt wurde, mussten lasziv und geistig wenig entwickelt werden. Ebenso aber wuchs die geschlechtliche Begehrlichkeit und Tyrannei der Männer. Es scheint sicher zu sein, dass Frauen, die sich verfehlt hatten, sehr oft ohne weiteres im Flusse ertränkt wurden, Massenexekutionen sollen mehrfach sich ereignet haben.

Der Harem war aber mit eine Ursache des Verfalls in dem Reiche auch auf andere Weise. Mit der grossen Zahl von männlichen Nachkommen, welche so dem einzelnen Grossen heranwuchsen, ent-

---

<sup>1)</sup> v. *Kremer*, Kulturgeschichte des Orients. Wien 1877. 2 Bde. Ferner sehr zuverlässig und reichhaltig E. W. *Lane*, Sitten und Gebräuche der heutigen Ägypter. 3 Bde., Leipzig.

stand die Gefahr bitterer Eifersucht unter diesen. Wurde einer davon Nachfolger auf dem Throne oder Grosswürdenträger, so empörten sich die anderen, Brudermorde und zahlreiche innere Thronstreitigkeiten verunzieren die spätere Geschichte des osmanischen Reichs.

Eine kleine Geschichte freundlicherer Art, welche aber gleichfalls das starke Eifersuchtsgefühl des Arabers kennzeichnet, sei hier noch angeführt: ein vornehmer Herr war wegen eines politischen Vergehens zum Tode verurteilt. Um dem Manne den schweren Gang zu erleichtern, entschloss sich die schöne hochsinnige Frau, freiwillig ihr Gesicht zu verunstalten, damit der Gatte das Bewusstsein in die Todesstunde mitnehmen könne, seine Frau werde nach ihm auch keinem anderen mehr begehrenswert erscheinen — ein Motiv, das ja unseren eifersüchtigen Zeitgenossen, wie oben erwähnt, nicht fremd ist.

In dieser flüchtigen Skizze sollten nur die Wandlungen in dem generellen Charakter des Affektes angedeutet werden; dagegen kann von dem Gedanken, eine Geschichte der Eifersucht zu liefern, auch entfernt nicht die Rede sein. Wir lassen daher den ganzen übrigen Orient beiseite. Nur nebenbei sei erinnert, dass selbst der sanfte und zur beschaulichen Passivität neigende Inder in seinem berühmten grossen Nationalepos, dem Mahabharata, als Grundidee des geschilderten Riesenkampfes gerade die klassische Eifersucht der beiden Königsgeschlechter gewählt hat, der Panduinge und der Kuruinge. Ihr gewaltiger Streit hat keinen anderen Grund als den, dass das eine Geschlecht dem anderen die Vorherrschaft nicht gönnt. Und im ebenso vielberufenen zweiten Epos, dem Ramajana, tritt die verhängnisvolle Wendung dadurch ein, dass die eine Königin den mit allen Tugenden gekrönten Rama, den Sohn einer anderen Gattin, nicht auf den Thron gelangen lassen will. Der König muss ihn verbannen, damit ihr eigener Sohn, der ohne Verdienste ist, König werden kann. Eine Überlegung bezüglich der indischen Einrichtung der vier Kasten zeigt allerdings die eigenartige Tatsache, dass das eigentlich werktätige Volk, die Sudras, seit einem Jahrtausend eine gänzlich verachtete niedrige Stellung angewiesen erhalten hat. Wenn sie das, ohne sich je dagegen zu empören, geduldig hingenommen haben, so muss doch von Eifersucht, und in diesem Falle einer vollberechtigten, nicht allzuviel im Gemüte des Inders stecken.

Die Griechen und Römer sind von jeher als die Völker bezeichnet worden, in welchen das Staatsbürgertum obenan gestanden hat. Der Mensch ist hier in erster Linie ein „politisches Wesen“. Dass sie persönliche Eifersucht wohl kannten, lehrt uns schon der alte Homer, so in dem Verhalten der Gäste des Odysseus, in



den unseligen Folgen, die die Niederlage im Wettkampfe gegen letzteren auf Ajax ausübte, der darauf im Wahnsinn sich tötete. Ferner hat für alle Zeiten die Geschichte der Medea das furchtbarste Beispiel der Leidenschaft gegeben. Die Behandlung des Sokrates, die wahrhaft schimpfliche Verhöhnung, welche Aristophanes diesem angedeihen liess, kann gleichfalls kaum von Einflüssen eifersüchtiger Sophisten freigesprochen werden. Alles das und was sonst vorkam, tritt jedoch ganz und gar zurück gegen die Äusserungen der Leidenschaft auf politischem Gebiete.

Wir wissen ja alle, in welchem Masse die ganze Geschichte des Griechentums erfüllt und verheert worden ist durch die unaufhörlichen gegenseitigen Rivalitäten. Immer wechselt ein Krieg aus nichtigen Ursachen mit einem Frieden; letzterer kam zustande, wenn die Stämme, natürlich zumeist Sparta und Athen, des Haders und des Menschenverlustes müde geworden waren; und dem Frieden folgte nach einer Anzahl von Jahren wieder die neue Fehde. In ihren besten ruhmvollen Zeiten einig wenigstens gegen den gemeinsamen Feind, den Perser, konnten sie später bei der drohenden mazedonischen Gefahr trotz der Lehren des Demosthenes auch dann sich nicht rechtzeitig zusammenfinden, und sie haben so wohl in erster Linie ihrer nationalen Eifersucht den Untergang ihrer Selbständigkeit und ihrer ganzen Kulturhöhe zu verdanken.

Nicht sehr viel geringer scheint die Parteizerklüftung im Innern der einzelnen Staaten gewesen zu sein, und wer z. B. wieder ihren Satiriker, den Aristophanes liest, erkennt daraus, mit welchen Ausdrücken des Hasses der politische Gegner (bei unserem Autor besonders der Gerber Kleon) bedacht werden konnte. Den Athenern überdies blieb es vorbehalten, eine in ihrer Art klassische Institution zu erfinden, durch welche man den politischen Gegner oder auch nur Männer unschädlich machen konnte, welche „ein die Freiheit des Staates gefährdendes Ansehen erlangt hatten“. Wir meinen damit natürlich das geheime „Scherbengericht, den Ostrazismus“. Da davon ein Themistokles und selbst ein Aristides betroffen wurden, so kann man nicht wohl zweifeln, dass persönliche Eifersucht ihren guten Anteil bei der Stimmabgabe zu entfalten Gelegenheit gehabt hat.

Wir übergehen die Geschichte des Römertums, welches Züge der Eifersucht wohl mehr in einzelnen persönlichen Fällen<sup>1)</sup> und dann in der Zeit der späteren Entartung darbieten würde (interessant ist immerhin der eifersüchtige Brudermord, welchen die Sage von Romulus und Remus an den Anfang der Stadtgründung verlegt). Allein der

---

<sup>1)</sup> Der ältere Cato lehrt z. B., dass man absichtlich Eifersucht zwischen den Sklaven säen müsse, damit sie uneinig und so ungefährlich blieben.

politische Scharfblick dieser geborenen Machthaber, mit welchem sie eine zweifache Präsidentschaft sich schufen in Gestalt der Konsulen, verdient auf jeden Fall Erwähnung. Der eine sollte den anderen im Schach halten.

Wenden wir uns von jetzt ab allein zu unserer germanischen Kultur, so lässt sich wohl nicht behaupten, dass in der psychologischen Konstitution im allgemeinen seit den Tagen der klassischen Völker eine wesentliche Wandlung vor sich gegangen ist. Weder sind die Affekte so kurzlebig wie bei primitiven Völkern, noch so übermächtig wie bei den Orientalen. Das Verhältnis zwischen ihnen und der Intelligenzfunktion ist in der kaukasischen Rasse wohl ein annähernd gleichmässiges geblieben; im einzelnen hat natürlich jede Nation ihre besonderen Eigentümlichkeiten hinsichtlich der Stärke der verschiedenen Affekte; im übrigen hat die kulturelle und historische Entwicklung dabei grosse Einflüsse ausgeübt. Jedenfalls liefert uns speziell die Geschichte unseres engeren Vaterlandes nur allzu reichlich illustratives Material für das vorliegende Thema. Wohl über keiner Völkergemeinschaft arischen Ursprunges hat der Dämon nicht nur der Zwietracht, sondern auch der Eifersucht mit gleicher Beharrlichkeit seine Geissel geschwungen wie über der deutschen.

Mit der fortschreitenden Kultur hat überhaupt sich das Wirkungsgebiet der Eifersucht mehr und mehr verschoben: im Leben des einzelnen glücklicherweise nur die Ausnahme, ist ihr Auftreten als starke Leidenschaft innerhalb der Volksbewegungen so häufig und so einflussreich geworden, dass man heute stets mit diesem Faktor rechnen muss. Psychologisch haben wir es hier wie dort mit dem gleichen geistigen Vorgange zu tun; eine Massenerregung<sup>1)</sup> liegt vor, wenn grössere Teile der Bevölkerung von einer Idee und einem identisch gerichteten Gefühle ergriffen werden. Und man weiss, wie relativ leicht in einer homogenen Volksmasse dies gelingt, wie sehr dabei die gegenseitige Suggestion und Anfeuerung, die Übertragung der Leidenschaft von den heftigeren extremen Elementen auf die besonnenen und dadurch passiveren Personen sich wirksam erweist, alle Hemmungen und kritischen Einwände wegzuräumen, welche sich der einzelne im stillen Kämmerlein noch zu machen versteht. Ist aber der gemeinsame Affekt erst einmal da, so reisst er durch sein eigenes Schwergewicht alles mit sich fort. Wer, wie der Verfasser, aus seiner frühen Kinderzeit noch die Erinnerung bewahrt, mit welcher Schnelligkeit und elementaren Gewalt nach Anlangen der französischen Kriegserklärung sich eine einzige Welle nationaler Begeisterung

<sup>1)</sup> Vgl. Sighele, Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen. Deutsche Übersetzung. Dresden und Leipzig 1897.

über das gesamte deutsche Volk verbreitet hat; wer aus der Zeitgeschichte weiss, welche Erregung im französischen Volke nach dem preussischen Siege von Königgrätz aufgetaucht war, die sich zu dem aberwitzigen Rufe der „revanche pour Sadowa“ verdichtete; wer endlich jenes krassesten Beispiels irregeleiteten Volksinstinktes, der von einer Nation verlangten Rechtsbeugung im Dreifussprozesse gedenkt, der kann von der impulsiven Kraft der in Massen auftretenden Leidenschaft sich einen Begriff machen.

Wir werden uns bei diesem Anlasse wohl hüten, populärem Gebrauche folgend, der das Schlagwort der Eifersucht allzu leicht in den Mund nimmt, Zwietracht und Uneinigkeit mit jenem spezifischen Affekte zu verwechseln. Dass erstere im öffentlichen Leben stets da sind und da waren, ist bei der Verschiedenartigkeit der Interessen selbstverständlich. Sie haben ihre reale Grundlage und wurden früher durch Autorität und Faustrecht beseitigt, heute werden sie durch die tausende von Gesetzesparagrafen, welche unsere Parlamente in schwierigen und endlosen Verhandlungen ausdenken, soweit als möglich geschlichtet und aus der Welt geschafft. Von Eifersucht reden wir erst dann, wenn ein richtiges Streitobjekt fehlt oder wenn der Streit — was viel häufiger ist — weit darüber hinausgeht. „Denn eben wo die Gründe fehlen, da stellt die Eifersucht sich ein“, könnte man mit einer Variation des Götheschen Wortes sagen: Kampf um die Macht allein, Kampf, um den Gegner niederzuringen, nicht um ein klares Ziel zu erreichen, das ist die Signatur der politischen Eifersucht. Sie war es, die das ewige Unglück und die Schwäche der deutschen Nation, das Wahlkaisertum verschuldet hat, weil kein Stamm dem anderen eine dauernde Vormacht wie bei den grossen Völkern der Nachbarschaft gönnen mochte; sie hat die zerfleischende Rivalität der Welfen und Ghibellinen, später von Preussen und Österreich, die lange Fehde zwischen Rittertum und Städten, zwischen Geschlechtern und Zünften (z. B. besonders grausam und lange in Köln, dann in Braunschweig etc.) und so vieles andere der Art bewirkt und unterhalten. Echte Rivalität hat auch den die ganze deutsche Geschichte durchziehenden Machtkampf zwischen Papsttum und Kaisertum ins Dasein gerufen<sup>1)</sup>.

Ein erbitterter Streit um die Vormacht im Binnenleben einer Nation ist sinnlos und verderblich. Die Faktoren sind aufeinander angewiesen und müssten sich gegenseitig unterstützen; die im Grunde meist nicht allzu wichtigen Interessengegensätze wären bei einigermaßen gutem Willen der Beteiligten zum Ausgleich zu bringen ge-

<sup>1)</sup> Wohl am eingehendsten behandelt in dem Werke H. v. Eickens, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung. Stuttgart 1887.

wesen. Das zweite Gattungsmerkmal der Eifersucht, das wir übrigens schon oben kennen gelernt haben, besteht darin, dass ihr ein Aufhören, ein Abschluss fehlt und naturgemäss fehlen muss, weil ja auch kein klarer Zielpunkt vorhanden ist. Erst wenn die Zeitverhältnisse sich von Grund aus geändert haben, wenn ganz neue Generationen auf den Schauplatz getreten waren, sind jene Stammes- und Standesrivalitäten allmählich erloschen. Und wie oft ist selbst das nicht erreicht worden! Hat sich nicht die seit den Tagen des Arminius herrschende nutzlose Befehdung der deutschen Fürsten unter sich vom Mittelalter her in den feindseligen sogen. „Partikularismus“ der Gegenwart hinübergerettet, dem erst die Verjüngung der Nation in dem „Völkerfrühling“ der 48er Jahre und das unvergleichliche Genie Bismarcks das Wasser abgegraben hat? Haben wir nicht im neuen Reiche die auch psychologisch ungemein lehrreiche Erfahrung gemacht, dass der im dreissigjährigen Kriege noch nicht begrabene Antagonismus von Protestantismus und Katholizismus seine Auferstehung erlebt hat in der Bildung der mächtigen Zentrums-  
partei? Eben hierauf müssen wir gleich nochmals zurückkommen. Und hat nicht ebenso der alte Machtstreit zwischen Adel und Bürgertum in der Gründung der konservativen Partei der „Junker“ und des norddeutschen Fortschritts neue Nahrung gewonnen?

Bei alledem darf man, glaube ich, einen beinahe unerwartet klingenden psychologischen Tatbestand nicht ausser acht lassen. Die deutsche Nation ist von Hause aus gar nicht eifersüchtig, sicher wenigstens in viel schwächerem Masse als die welschen Völker ringsum. Das scheint mir aus zwei generellen Erfahrungen hervorzugehen. Fürs eine hat sie bis zur napoleonischen Zeit ein derartiges Gefühl gegen die benachbarten Nationen kaum gekannt. Die Bewunderung der Franzosen, die kleinmütige Unterwürfigkeit und Bescheidenheit des Deutschen dem Fremden gegenüber war wieder bis zur Bismarckschen Epoche sprichwörtlich geworden; und das lag ja zu einem guten Teile an der selbstverschuldeten Schwäche. Eifersüchtig ist man, wie wir wissen, nur gegen diejenigen, welchen man aus seiner Position verdrängen möchte. Das konnte freilich dem Deutschen der Vergangenheit gegen den Franzosen kaum im Traume einfallen. Aber erlaubt wäre ihm doch mindestens das Gefühl gewesen, das auch der Schwache hegt, der Neid. Indessen auch dieser lag dem Deutschen ferne, gewiss wenn das Gefühl im ernsthaften Sinne genommen wird. Die Tatsache ist freilich eine ehrenvolle. Wie ganz anders treibt es unser östlicher Nachbar, der Russe! Sein Neid gegen unsere Tüchtigkeit ist nur zu bekannt. Wenn die besten russischen Autoren, ein Puschkin, ein Turgenjew einen Deutschen in ihren Dichtungen auftreten lassen, kann man sicher sein, dass es der erbärmlichste



Kerl ist, ein Trunkenbold, ein habgieriger Betrüger. Von der Mehrzahl der grossen russischen Zeitungen braucht man erst gar nicht zu reden.

Und nun die zweite Tatsache. Wäre der Deutsche von Hause aus zur Eifersucht besonders gestimmt, so müsste sich dies am ersten in seinem Privatleben bekunden, besonders im Kreise der Familie. Nun fliessen ja die Nachrichten über die früheste Periode leider spärlich, am meisten verdanken wir hier Tacitus, der aber doch wohl etwas idealisiert hat. Wir erfahren, dass dem Römer ganz besonders auffiel, wie hoch und geachtet die Stellung der Frau beim Germanen war, offenbar weit mehr als bei den klassischen Völkern. Polygamie kam nur da und dort bei Fürsten vor; an die Stelle des Brautkaufs war bereits die Überreichung eines Geschenks an den Vater getreten. Die ehelichen Sitten waren durchaus keusch, und die jungen Leute bewahrten ihre Reinheit bis zur Heirat, obwohl diese nicht sehr frühe stattfand. Besonders wird betont, dass Ehebruch selten war und nur an der Frau gerächt wurde. Diese Tatsache spricht sicherlich ohne weiteres gegen das Bestehen einer starken eifersüchtigen Leidenschaft.

Von dem Familienleben im eigentlichen Mittelalter scheinen wieder so ins einzelne gehende Berichte nicht reichlich vorhanden zu sein, dass man über die Ausbreitung des Eifersuchsgefühls dokumentarisch urteilen könnte. Vermag man das aber im Grunde genommen für unsere Gegenwart? Ungewöhnliche Fälle, kriminalistische Vorkommnisse belehren uns doch nicht über das durchschnittliche Verhalten. Wir müssen uns schliesslich an das halten, was wir selbst sehen und erleben. Es ist ja kein Zweifel, dass auf den Ritterburgen und in den üppig gewordenen Städten auch die geschlechtliche Moral vielfach zu wünschen übrig liess<sup>1)</sup>; in letzteren hat die Prostitution geblüht und ihr wurde so offen gehuldigt, dass hohen Gästen der „freie Eintritt“ kostenlos in die Freudenhäuser vom Rate der Städte meist gewährt worden ist. „Unter den Rittern war weder Ehebruch noch tatsächliche Vielweiberei verpönt, ausgenommen in den Augen der beleidigten Gatten, welche die Zerstörer ihrer Hausehre töten oder verstümmeln durften. Intime Verhältnisse, sogar Verheirateter mit anderen Personen, sogen. „Amien“, die wieder oft Ehefrauen waren, waren nicht nur gesellschaftlich, sondern selbst gesetzlich (vom Sachsen- und Schwabenspiegel) anerkannt. Ja solche Personen waren nichts weniger als verachtet.“ Im Gegenteile, besonders erfolgreiche Helden der Liebe sollen gefeiert und bewundert worden sein; und

<sup>1)</sup> Ziemlich reichliches Detail in Günther, Kulturgeschichte der Liebe. Berlin 1899. S. 346 ff. („Frau Minne.“)

nimmt man dazu, wie laut und offen von den Minnesängern die meist verheirateten Frauen verehrt werden durften (allerdings streng ohne Nennung des wahren Namens), bedenkt man, mit welcher Zartheit bis zur Überschwänglichkeit die Liebe damals verherrlicht wurde, so kann in diesem Volke wilde abstossende Eifersucht wenig Boden erworben haben<sup>1)</sup>.

Gewiss, es würde allem natürlichen Gefühle Hohn sprechen, jene Ritter und die Bürger der Städte müssten Jammergestalten gewesen sein, wenn die Eifersucht nicht auch in ihnen bei begründetem Anlasse sich mächtig geregt hätte. So war es nicht; und wir erfahren noch mehr. Es ist genügend bezeugt<sup>2)</sup>, dass die Kreuzzugritter mitunter, ehe sie zur langen Fahrt ins gelobte Land schritten, ihrem eifersüchtigen Misstrauen durch jene abscheuliche Massnahme Folge gaben, dass sie den Introitus vaginae durch ein geschmiedetes Schloss sichern liessen<sup>3)</sup>. Und wenden wir uns auch da wieder der Stelle zu, wo wir die Volksseele unmittelbar belauschen, der alten Märchen- und Sagedichtung, so hat uns gerade die deutsche Bearbeitung des Siegfried-Brünhilde-Mythus ein Gemälde gewaltiger und dämonischer Eifersucht geschaffen, das in seiner Art hinter der hellenischen Medea-Sage kaum zurücksteht. In der allbekannten Schwabschen Sammlung deutscher Volkssagen treffen wir eine ganz erkleckliche Zahl, namentlich die Erzählungen von Hirlanda, Genoveva und dem Kaiser Octavian, wo als unbedingtes Leitmotiv des Ganzen eine unbändige, vom tückischen scheinbaren Freunde erweckte und geschürte Eifersucht auftritt, der die edelmütige und völlig schuldlose Gattin zum Opfer gebracht wird. Wir alle kennen schliesslich die reizvollen, von den Gebrüder Grimm gesammelten Volksmärchen. Welche Menge boshaft eifersüchtiger Stiefmütter und durch die gleiche Leidenschaft verfolgter Brüder und Schwestern taucht da vor uns auf!

Indessen wer sich dadurch zum Glauben verleiten liesse, diese hässlichen Impulse und Gefühle hätten die Volksseele ebenso durchwühlt und beherrscht, wie sie im Spiele der dichtenden Phantasie zum Ausdrucke gelangen, der würde einem starken Fehlschlusse unterliegen. Der Volksdichter hat von jeher das Ausserordentliche und unter dem Einflusse der christlichen Märtyrerlegenden speziell die verfolgte Unschuld mit Vorliebe geschildert, nicht das Typische und

<sup>1)</sup> Henne am Rhy n, Kulturgeschichte des deutschen Volkes. (1. Aufl.) Berlin 1886. I. Bd. S. 191.

<sup>2)</sup> Vgl. Ploss-Bartels, a. a. O. 5. Aufl. I. Bd. S. 379. (Über Keuschheitsgürtel.)

<sup>3)</sup> Sogar Abbildungen des Keuschheitsgürtels sind erhalten; in der Sammlung des Schlosses Erbach findet sich auch noch ein Exemplar davon.

Gewöhnliche (das letztere geschieht in den Fabeln und der eigentlichen Folklore). Daher kann es als zutreffend betrachtet werden, dass die Eifersucht dem persönlichen Temperamente des Deutschen an und für sich nicht allzu nahe liegt, und dass sie gewiss sehr viel weniger als beim Zigeuner, dem Slaven, dem Italiener geäussert wird. Wenn dennoch das staatliche Leben unseres Vaterlandes mehr als dasjenige anderer Völker von dieser Leidenschaft drangsaliert worden ist, so müssen immerhin ernsthafte Ursachen dafür vorhanden gewesen sein. Wir finden sie in der stark ausgeprägten Eigenart des Charakters der einzelnen Stämme, in dem hartnäckigen, zähen Festhalten an allen einmal eingelebten Ideen und Institutionen, die wir auch als „deutsche Treue“ von jeher gelobt und gepriesen haben. Daher ist es auch nicht möglich gewesen, nachdem einmal die Reformation festen Fuss gefasst hatte, sie durch eine noch so harte Unterdrückung und Bekämpfung wieder zu beseitigen. Dazu kommt, dass der moderne Individualismus<sup>1)</sup>, welcher im Gegensatze zum klassischen Altertume das Recht der Persönlichkeit gegenüber dem Staatsgebote proklamiert hat, nirgends so stark wie beim Deutschen sich entwickelt hat. Von der gleichmässigen Uniformität, welche den Franzosen und Engländer, ja selbst den Amerikaner in jedem ihrer Vertreter auf den ersten Blick kennzeichnet, ist beim Deutschen keine Rede; schon seine Sprache spaltet sich in eine grosse Zahl von Dialekten; wir haben eine Überproduktion an politischen Parteirichtungen, aber auch eine Mannigfaltigkeit philosophischer und poetischer Schulen und Erzeugnisse wie kaum ein anderes Volk.

Diese Gesichtspunkte sind ja sehr bekannt. Hier sollten und mussten sie wenigstens genannt werden, damit dadurch begründet wird, wie viel trennende psychische Momente im deutschen Volkstamme enthalten waren und sind. Sie sind das Primäre. Aus den dadurch erzeugten Gegensätzen erwuchs die innere Uneinigkeit, und aus letzterer erst, nachdem sie die Gemüter aufgepeitscht und zur Unfriedsamkeit und Intoleranz gegen den eigenen Volksgenossen der anderen Landschaften erzogen hatte, schoss die Eifersucht als Frucht in die Halme.

Heute nun sind diese Zeiten endgültig vorbei; das wäre trotz des grossen politischen Umschwunges kaum möglich geworden, wenn die landschaftliche Eifersucht tatsächlich dem Deutschen im Blute läge, etwa so wie die Eifersucht des Tschechen gegen den Germanen. Aber unsere moderne Entwicklung hat uns darum doch keine freudige

<sup>1)</sup> Vgl. darüber beispielsweise Benjam. Kidd, Soziale Evolution, deutsche Übers., Jena 1895; Friedr. Paulsen, System d. Ethik, 2 Bde., 6. Aufl., Stuttgart und Berlin 1903; Lamprecht, Deutsche Geschichte, bisher 8 Bde., Berlin 1891 ff.

Perspektive eröffnet. Für das eine grosse Konfliktmoment, von welchem wir befreit wurden, sind zahlreiche neue im inneren Volksleben erstanden, und an die Stelle der nationalen Eifersucht ist heute die internationale getreten, und diese ist von Jahr zu Jahr rapid gewachsen, so dass selbst die besonnenen Elemente Mühe haben, sich ihrer zu erwehren.

Aus dem unerschöpflichen Materiale, welches die Gegenwart uns liefert, können wiederum nur wenige Einzelzüge zur Beleuchtung der psychologischen Vorgänge, die sich darin ausdrücken, aufs Geradewohl herausgegriffen werden. Ein segensreicher Fortschritt darf zunächst mit Genugtuung vom Geschichtsschreiber der Eifersucht anerkannt werden. Die geistige Bewegung als solche, Wissenschaft und Künste, sind mit dem Wachstume der Kultur mehr und mehr dem Eingreifen menschlicher Schwächen und Leidenschaften entzogen worden; sogar fremde Nationen vereinigen ihre Forschungen und Kunstleistungen, um gemeinsam und sachlich ihre Errungenschaften sich mitzuteilen. Kaum dass bei Aufsehen erregenden Leistungen wie seinerzeit den Kochschen Tuberkulinforschungen und in unseren Tagen bei der Eroberung der Luft durch lenkbare Ballons und die Flugtechnik leise „chauvinistische“ Momente mit anklingen. Eine der letzten grossen leidenschaftlichen Bewegungen auf diesem Gebiete hatte seinerzeit die geniale und nicht ohne persönliche Provokation durchgesetzte Umwälzung der modernen Musik herbeigeführt, welche sich an den Namen Richard Wagners knüpft. Jahrzehnte hindurch hat der Kampf getobt, bald in blutigem Hohn, bald in persönlicher Verfolgung des Meisters und seiner Anhänger hat er sich entladen, selbst der souveräne Wille und die innigen Wünsche König Ludwigs vermochten es nicht, das Verbleiben Wagners in München zu erreichen; Werke, die heute unser aller Entzücken bilden, wie „Tristan und Isolde“, konnten viele Jahre hindurch die Aufführung nicht erlangen; in Paris hat der Versuch, auch nur den Lohengrin und Tannhäuser darzustellen, Szenen von unglaublicher Wildheit entfesselt. Und der gleiche Komponist ist heute der unbestrittenste Herrscher in der Oper aller Kulturnationen, von einem Widerspruche ist auf der ganzen Linie kaum eine noch so leise Regung mehr zu verspüren.

Ziemlich ähnlich ist es gegangen mit der noch schwierigeren Aufgabe, eine ganze reiche Entwicklung auf dem Gebiete der bildenden Kunst zu Grabe zu tragen, und eine direkt entgegengesetzte Kunstidee allein auf den Thron zu erheben. An dem ewigen Kampfe und der bewussten Missachtung seitens seiner Kritiker und Gegner hat sich Anselm Feuerbach noch verblutet. Die sogen. Sezession aber hat sich unter Spott und Anfeindungen aller Art siegreich em-



porgehoben, die Böcklin, Thoma, Liebermann etc. sind heute schon die wirklichen Führer und Gebieter geworden. So gerne und willig beugt sich die heutige Generation auf dem Gebiete der rein geistigen Bestrebungen vor der Autorität der führenden Grössen, so stark ist die Disziplin geworden, welche sich die Gesamtheit der Völker hier aufzuerlegen gelernt hat.

Und wie ändert sich das Bild, welch halsstarrige Leidenschaften, welche Unversöhnlichkeit der Gegensätze entpuppt sich, sowie wir von der modernen Wissenschaft und Kunst den Blick auf die politischen und sozialen Kämpfe lenken! Noch leidlich friedlich, wenn auch hartnäckig genug hat sich der Streit gestaltet, welchen die moderne Frau um ihre berufliche Emanzipation hat durchfechten müssen. Von der Frage der politischen Gleichstellung wollen wir schweigen; die Gewährung des Rechtes auf Arbeit aber hat sowohl in der Selbstsucht der einzelnen Berufsstände, wie auch in deren Eifersucht auf jeder Etappe ausdauernde Gegnerschaft von seiten des herrschenden Geschlechts gefunden.

Der Entscheidungskampf zwischen Feudalismus und Patriziatum gegen den Bürgerstand hingegen hat sich im Laufe der französischen Revolution mit so blutiger Erbitterung abgespielt, dass nur Sein oder Nichtsein in Frage zu stehen schien; für einen Affekt auf lange Sicht, wie ihn die Eifersucht darstellt, war in solchem Drang der Umstände gar keine Gelegenheit mehr geboten. Nicht minder ist auch der unsere Gegenwart im Atem haltende Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat wenigstens bei der letzteren Richtung erfüllt von der Idee, dass es kaum noch eine Gleichartigkeit der sozialen und politischen Ziele gibt, und so ist auch hier die Eifersucht ein Gefühl, das bei einer so tiefen, beide Elemente trennenden Kluft kaum noch aufkommen kann. Gleichwohl ist es da, und zwar in einer seiner schlimmsten Formen, der systematischen Verhetzung. Freilich mischt sich in die letztere auch die Empfindung der Feindseligkeit, welche aus dem scharfen Interessenstreit hervorgeht. Doch ist für jeden Beobachter auch die klassische Spur der Eifersucht unverkennbar und sie markiert sich in der ewigen übergrossen Bereitschaft zu Massenausständen. Längst werden diese nicht von den Führern allein einberufen und seit den letzten 5 oder 6 Jahren brechen sie allenthalben hervor auch da, wo weder rechte Aussicht auf Erfolg, noch ernsthafte Beschwerden der Arbeiter vorliegen.

Gar nicht so selten scheint nur das drängende Verlangen daran schuld zu sein, einem zu mächtigen Arbeitergebieter das Bewusstsein der Grenzen seiner Gewalt beizubringen, auch dann sogar, wenn der betreffende Fabrikant in jeder Hinsicht Opfer für das Wohl seines Personals gebracht und persönlich sich als wohlmeinend erwiesen hat.

Solche Beispiele haben wir hier in unserem Gemeinwesen erlebt. Der letzte Grund ist der in die Augen springende Reichtum des Herrn, oder es sind die grossen Dividenden einer Aktiengesellschaft, die nicht mehr ertragen wurden.

Sind das aber nicht Motive, welche aus dem Arsenal der Eifersucht herbeigeholt wurden?

Unsere Zeit ist aber Zeuge gewesen noch einer viel drastischeren Wirkung dieses Gefühls. Sie hat einen Erfolg gezeitigt, der an Treffsicherheit und klarer Zielbewusstheit das meiste in den Schatten stellt, was sonst in neuerer Zeit durch Einflüsse ähnlicher Art zuwege gebracht worden ist. Wir meinen den bereits vorhin angedeuteten Vorgang, die Bildung der Zentrumsparthei. Einer Arbeit wie der gegenwärtigen liegen alle politischen Motive ferne; es kann daher gar keine Rede davon sein, dass mit unseren Ausführungen irgend eine Art der Kritik beabsichtigt werden solle, wie weit die Gründung des Zentrums berechtigt war oder nicht. Es sei auch sogleich zugestanden, dass der Begriff der Eifersucht nicht ganz derjenige ist, der den Tatbestand wirklich deckt. Die eigentliche Veranlassung des Zentrums ist jedenfalls nicht eine bestimmte politische Richtung, auch nicht ein bestimmtes Programm, es enthält in sich Schattierungen von der Demokratie bis zum Junker, die sonst zu hart sich befehrenden Parteien grossen Stils geführt haben. Zwei Tatsachen haben letzten Ortes die Partei zusammengeführt: erstens diejenige, dass im neuen deutschen Reiche die katholische Konfession eine geborene Minderheit bildet, dass sie aber landschaftlich so angesiedelt ist, dass sie beim allgemeinen Wahlrecht vielfach einen der ihrigen als Abgeordneten durchsetzen kann. Zweite Tatsache ist der Umstand, dass seit der Religionsspaltung und namentlich seit dem 30 jährigen Kriege die Katholiken unausgesetzt ihre Gegnerschaft gegen den Protestantismus fortgeführt und dass sie in straffer kirchlicher und sozialer Organisation in sich zusammengehalten und eine Trennung von der anderen Konfession „von der Wiege bis zum Grabe“ durchgesetzt haben.

So war „Schutz der katholischen Religion“ die eine Hauptaufgabe der Partei. Durch den folgenschweren grossen Fehler, den der sonst so weitsichtige Bismarck beging, sich in den Kulturkampf fort-reissen zu lassen, hat er diese Aufgabe besiegelt und der Partei zu einem weiteren Fundament verholfen, das nun für alle Zukunft, soweit sich erkennen lässt, haltbar bleibt. Der zweite Zweck ist der, die „Interessen des katholischen Volkes zu schützen“. Unter diesem Gesichtspunkte hat die Partei für uns ihre Bedeutung. Spezifische Ziele im Staate besitzt der katholische Bürger nicht, er lebt unter gleichem Gesetze und hat Zugang zu allem, was der Staat zu vergeben hat. Beschränkungen in diesem Sinne unterliegen nur relativ

kleine Minoritäten, und zwar bekanntlich vorab die Juden. Das Zentrum „schützt“ daher auch nicht eigentlich, wohl aber „wacht“ es eifersüchtig darüber, dass überall zahlenmässig die Parität gewahrt wird, dass nirgendwo in Ämtern, Schulen, im Heere zu wenig Katholiken angestellt werden; wo eine Vereinsgründung geselliger, politischer, wohlthätiger Art sich etabliert, folgt mit der Zeit auch ein speziell katholischer Parallelverein. Ebenso, wenn Lehrbücher nicht nur der Geschichte, sondern auch der Archäologie oder Astronomie da sind, muss auch das spezifisch katholische folgen.

Die Eifersucht ist also hier nicht eine solche, die Verdrängung des anderen, wohl aber eine, die Gleichheit mit dem anderen durchzusetzen sich bestrebt. Immerhin erweckt jede Betätigung des anderen den Impuls, das gleiche zu tun<sup>1)</sup>. Der Wett-eifer und Wettkampf ist klar; nur die besonderen Umstände des Falles sind hier Ursache für eine spezifische Form der Reaktion. — Dass nun diese Partei so felsenfest in sich verkittet ist, dass keine Massnahme, wie sie auch erfolgt sein mag, jemals eine merkliche Zahl von Anhängern aus dem „Zentrumsturme“ herausgelockt hat, dass niemals aus der Schar der Wähler heraus ein Bedürfnis nach einem deutlich umrissenen Programme geltend gemacht worden ist; diese Tatsachen bezeugen mit aller Deutlichkeit, dass nur eine wahre Grundlage der Partei existiert, das ist und bleibt die Gesondertheit und der gewisse Antagonismus, welchen das deutsche katholische Volk gegenüber dem protestantischen fühlt und besitzt.

Die letzte und weitaus wichtigste Äusserung der Eifersucht, die wir besprechen wollen, ist diejenige von Nation zu Nation, die internationale.

Über ihre Existenz ist kein Wert zu verlieren, sie existiert stärker als irgend eine andere, sie ist diejenige Form, welche heute noch am meisten im Stadium des Wachstums sich befindet. Die wichtigste und verhängnisvollste Verstärkung erfuhr sie zunächst, als sie aus einer Leidenschaft und sozusagen Funktion der Fürsten und Diplomaten zu einer Betätigung des ganzen Volkes wurde, und dies geschah wirksam erst seit der Zeit des gleichen allgemeinen Wahlrechtes im neuen Deutschen Reiche. Sie hat aber eine dritte Periode

<sup>1)</sup> Im übrigen ist überhaupt in der Art, wie die Partei sich betätigt, in ihrem Bestreben, die katholischen Interessen zu verteidigen, im ganzen weniger eine Wirkung der Eifersucht zu erblicken. Wir finden letztere vielmehr in der Tatsache als solcher, dass die grosse „katholische Partei“ eigens gegründet wurde, und dass der bestehende Religionsgegensatz sie fester zusammenhält als jede andere der auf politischen Prinzipien begründeten Parteien.

stärkerer Förderung erlitten, seitdem der englisch-deutsche angebliche Antagonismus entstand und seitdem zuerst die englischen Zeitungen die Pflege der nationalen Eifersucht zu ihrem schlechterdings täglichen Geschäfte erhoben. Das ist seit wenig Jahren in dieser Weise geschehen. Die deutsche Flottenvermehrung und der Marokko-Handel, vorher die vielgenannten Kaiserreden bildeten das mehr zufällige Thema der Leidenschaft. Irgend einen Erisapfel gibt und gab es jederzeit, seitdem eine „Politik der Grossmächte“ sich herausgebildet hat, früher lange Jahre die ottomanische Frage, und zwar darum, weil es völlig hoffnungslos schien, dass die Mächte sich über die Erbschaft einigen würden, wenn die Türkei aus dem europäischen Gebiete entfernt worden wäre, in das sie sicher nicht hineingehört. Dann kam die deutsche und italienische Frage, in welche die bereits geeinigten Grossstaaten mächtig hineinzureden sich für befugt hielten, weil ihnen die Wahrung des „europäischen Gleichgewichtes“ am Herzen lag; weiter die englische Furcht vor russischen Angriffen gegen Indien, die russische Eifersucht gegen das aufstrebende Japan, und nach dem Siege des letzteren wurde sofort die „gelbe Gefahr“ konstruiert für die ganze arische Rasse einschliesslich Amerikas. Nun hat ein wahrlich zweifelhaftes Objekt, ein fast kulturloser von ewigen inneren Revolutionen zerrissener Berberstaat wie Marokko zwischen Deutschland und Frankreich und damit in ganz Europa die Brandfackel geworfen. Gewiss sind dabei merkantile Interessen zu vertreten; aber wenn man hört, dass 1902 die ganze Einfuhr in das Land von Europa überhaupt auf 43 Millionen, die Ausfuhr auf 32 Millionen angegeben wurde, so muss man beinahe glauben, die heutige Weltpolitik werde von über-eifrigen Exaltierten gemacht. Denn dass über solch bescheidene Interessen ein europäischer Krieg mit bitterem Ernste ins Auge gefasst wurde, bei dem viele Milliarden geopfert, Hunderttausende hochkultivierter Menschen gemordet, die ganze Zukunft eines Grossstaates aufs Spiel gesetzt würde, das ist doch ein Gedanke, der einem das Blut in den Adern erstarren lassen sollte.

Und doch ist das heute die einfachste Sache von der Welt. Und wie es dazu kam, das erklärt uns vor allem die Psychologie der Eifersucht. Durch den gewaltigen Weltverkehr sind sich alle Kulturstaaten ganz nahe gerückt, man erfährt haarklein alles, was der Nachbarstaat unternimmt; die nächste Idee dabei ist aber stets die, was hat das für uns, für unser Staatswesen zu bedeuten? Erstlich, so fragt man, wird uns dadurch etwas gedroht, ein Schaden zugefügt? Zweitens, hat der andere Staat nicht etwas erlangt, das auch wir für uns hätten erringen können? Drittens hat er nicht einen Machtzuwachs sich geschaffen, den wir sogleich parieren oder besser übertreffen können? Daher das Wettrüsten aller Gross-



staaten, in dem man allein noch den Schutz vor dem Weltkriege erblickt<sup>1)</sup>.

Diese ganze internationale Denkgewohnheit und Erregtheit ist jedoch erst von dem Augenblicke ab wirklich gefährlich geworden, wo sie täglich durch einen Chor von Tausenden und Abertausenden einflussreicher Tagesblätter jedem einzelnen Bürger eingeredet und eingeschärft wurde. Und dabei bewahrheitet sich restlos die bedenkliche psychische Tatsache, dass es nicht der Verstand ist, der das Gefühl und die Triebe lenkt und beherrscht; umgekehrt der Affekt modelt wie weiches Wachs die Logik der Vorstellungen nach seiner Richtschnur. Ist das selbst in der strengen Wissenschaft auf Schritt und Tritt zu spüren, um wieviel mehr in der Politik, die es allein mit unseren eigenen Interessen, also dem Gefühle des Egoismus zu tun hat. Zum Unglücke suchen aber überdies die Tageszeitungen gar nicht die Wahrheit, sie wollen gar nicht die kritische Besonnenheit; sie fühlen sich als kriegführende Partei, als Anwälte ihrer Nation. Und, was noch schlimmer ist, dem Auslande gegenüber kennt der

<sup>1)</sup> Diese Bemerkungen waren niedergeschrieben worden im Anfange der Marokkokrise. Inzwischen hat diese sich immer schärfer zugespitzt, und es ist nun interessant zu sehen, wie genau die Angriffe unserer „Alldeutschen“ gegen Frankreich sich an das obige Schema gehalten haben: 1. letzteres hat in Marokko alle deutschen Interessen systematisch zu Boden getreten; 2. es bekommt in Marokko ungeheure Werte, die dort leicht zu realisieren sind, während wir mit ganz minderwertigen Kompensationen (am Kongo) abgespeist werden sollen, und 3. es erhält überdies für alle Zukunft einen gewaltigen Machtzuwachs durch den Besitz von Marokko, es verbessert enorm seine Aussichten in einem künftigen Kriege. Kann man nun sagen, das seien Befürchtungen und Gesichtspunkte von der Art, wie sie schliesslich aus jeder Konkurrenz hervorgehen können, so gilt das doch sicher nicht mehr für folgendes: 1. die Erregung bei unseren Alldeutschen ist immer stürmischer geworden, und damit ist wie von selbst das Streitobjekt immer gewaltiger gewachsen. Nicht nur ist Marokko selbst immer wertvoller geworden, nein, jetzt geht es überhaupt schon um mehr, um unsere „Ehre und Machtstellung überhaupt“, um unsere Geltung unter den Grossmächten. Man vergisst nur, dass man damit einfach jeden Krieg in einem internationalen Streit rechtfertigen kann. 2. „Kompensationen dürfen nur in Marokko selbst angenommen werden“, auch das verlangt „unsere Ehre“. Und hier sehen wir aufs deutlichste die Löwenspur des eifersüchtigen Verdrängungsimpulses. Man erträgt es ebensowenig, dass man selbst aus dem Objekte des Wettbewerbs verdrängt wird, wie man darauf nicht verzichten will, selbst den Konkurrenten zu verdrängen. Unsere Berufsdiplomatie wird als über alle Massen feig bezeichnet, weil sie diesen Gesichtspunkt nicht mitmacht.

Die Vernunft gebietet, einen Streitfall mit dem Konkurrenten zu schlichten; die Eifersucht verlangt dagegen, den andern zu verdrängen, und sollte dabei die eigene Grossmachtstellung aufs Spiel gesetzt werden. Die Berufspolitik hat nach dem ersten Grundsatz gehandelt, die Volksstimmung nach dem zweiten. Denn in letzterer ist es der Affekt und der impulsive Eifer, die vorherrschen, und diese wollen „durchkämpfen bis zum bitteren Ende“.

Mensch nicht mehr die starken Empfindungen des Altruismus, der Freundschaft, des Mitgefühls, die im eigenen Volke die Äusserungen gegenseitiger Eifersucht auf ein bescheidenes Mass herabdrücken.

Das Wort Krieg, bei dem der Kulturmensch erschauern sollte, wird zum täglichen Rüstzeug in allen Debatten, niemand nimmt beinahe daran Anstoss. „Der ewige Friede ist nur ein Ideal und nicht einmal ein schönes.“ Sicherlich ist das „Volk verächtlich, das nicht sein Alles an die Ehre setzt“. Ist aber nur ein einziger aller modernen Kriege notwendig gewesen? Hätten sie sich nicht bei gutem Willen vermeiden lassen, wenn nicht Stufe für Stufe die Volksstimmung bis zum wilden Brande gereizt worden wäre? Freilich, so wie die Sachen heute stehen, wäre Nachgiebigkeit und gutmütige Schwäche alles andere als eine Tugend; würde der Deutsche überall seine Friedensliebe zum Pfande geben in den internationalen Streit händeln, so würde die Eifersucht der anderen darum nicht erlöschen; unsere Nation würde einfach überall beiseite gesetzt und wir wären und blieben das Aschenbrödel, dem man „als Volk der Denker“ noch eine bescheidene, nicht störende Position in der Welt überliesse. Das wurde ja oft schon gesagt.

Doch nun betrachte man einmal die Kehrseite! Machen sich jene Legionen von Pressevertretern klar, wie stumpfsinnig sie durch einen blinden Eifersuchtstrieb sich blenden lassen? Welches Verbrechen an der Menschheit und an der Kultur sie unbewusst auf sich laden? Gedenken sie nicht, dass auch die verantwortlichen Vertreter des Volkes ihre Nerven haben; dass ihre kühle Besonnenheit schwinden muss, wenn sie vor 100 000 Zuschauern und Kritikern ihre Funktionen erfüllen müssen, die ihnen täglich vorsagen, wie feig, wie töricht sie handeln, wenn sie nicht mit grösster Festigkeit und Schneidigkeit auftreten?

Dabei sage man sich noch, dass die Zeitungen täglich erscheinen. Jeden Tag wiederholen sie das „Herr gedenke der Athener!“; täglich erwarten sie etwas Neues. Denn der in ewige Spannung versetzte Leser wird ungeduldig, er will seine Sensation haben. Diese Bereitschaft, dieses Bewachen der anderen Nation ist eben das Bedrohliche. Schliesslich genügt es, wenn man nur die Affekte befriedigt, sie etwas „scharf macht“. Dazu dient es wieder, schwarz in schwarz die bösen Absichten der „deutschen Politik“, die Impulsivität des deutschen Kaisers zu malen. Die deutschen Zeitungen waren dann so töricht, es den englischen nachzumachen. Zuerst erheischte es ihr Berichterstattemamt, dass sie die Timesergüsse, welchen darin die erste Führung zuzuschreiben ist, getreulich wieder erzählten. Nach und nach haben sie dann die gleiche Tonart gefunden.

Kann nun dieser ungeheuren Gefahr begegnet werden? Kaum vermag dies die Partei der Proletarier. Dafür haben sie zu sehr alles in Grund und Boden gezerrt, was uns an unserem Vaterlande teuer ist. Auch sind sie international lediglich auf eigene Rechnung; die Sozialdemokratie anderer Völker denkt gar nicht daran, ihre nationale Gesinnung preiszugeben. Es wäre auch Wahnsinn, wenn wir uns einbilden wollten, die schwache Stimme wissenschaftlicher Untersuchungen wie der vorliegenden werde in der Brandung der Leidenschaften auch nur gehört werden. Doch hoffe ich, so wie es in Wissenschaft und Kunst möglich gewesen ist, dass eine ähnliche Selbstbeherrschung endlich auch im politischen Weltverkehre Platz greifen soll.

Die erste Macht freilich, die durch internationale Abmachungen das Friedenswerk stützen müsste, wären nicht etwa Friedensvereine, sondern die Presse selbst. Die Verhetzungen müssten systematisch ignoriert und als das gebrandmarkt werden, was sie sind, als „Wahnsinn, der Methode hat“, manchmal auch noch als Schlimmeres, nämlich Vertretung eigensüchtiger Interessen, Börsenmanöver, eifersüchtige Machinationen der Industrie u. dgl.

Eines aber tut hier vor allem not. Nirgends ist das Motto „Prüfe dich selbst!“ so angebracht wie hier. Zuerst greife man in den eigenen Busen und sehe, ob da nicht die Spuren des eifersüchtigen Gefühles zu entdecken sind, wenn von der „Ehre“ des Vaterlandes und den tückischen geheimen Absichten der anderen Nation die Rede ist<sup>1)</sup>.

Die Eifersucht aber ist blind. Doch hat sie eine gute Eigenschaft, sie ist am Anfange schwach und wächst erst zur Gefahr heran, wenn sie künstlich emporgezüchtet wird. Daher gilt hier das zweite Motto ebenso: „Prinzipiis obsta“.

Das sollte auch im Auge behalten werden bei einer weiteren bedenklichen Neuerung unserer Tage, der Dramendichtung mit national eifersüchtiger Tendenz. So ist die angebliche „gelbe Gefahr“ poetisch nicht ohne Wert behandelt worden in dem Schauspiel Taifun von Melchior Lengyel (Frankfurt 1910); und dahin gehört auch das vielgenannte „home of an Englishman“.

Dürfen wir jetzt nochmals das Wesentliche des psychologischen Vorganges in den Massenerregungen kurz zusammenfassen, so gewahren wir hier folgendes: der psychische Hergang ist der gleiche wie beim einzelnen, nur überwiegt dort durch-

<sup>1)</sup> So muss das „videant consules“ in jedem Zeitungsartikel richtig übersetzt werden: „vergisst ja die Eifersucht nicht!“

schnittlich das aktivere Element und dieses pflegt die ruhigeren Genossen mit sich fortzureissen. Im übrigen pflegt bei einem Wettbewerbe zwischen Parteien und Nationen zunächst die Selbstsucht und der Selbsterhaltungstrieb sich zu regen. Man befürchtet daher einen Schaden durch den Konkurrenten und empfindet Neid gegen dessen Erfolge. Gefährlicher aber ist das Hinzutreten der Eifersucht, denn sie erst entfesselt einen leidenschaftlichen Eifer und Affekt: man erträgt es nicht, die erfolgreiche Betätigung des Konkurrenten auf einem auch für uns wertvollen Arbeitsgebiete still und untätig mit anzuschauen. So genügt es nicht mehr, z. B. in Marokko, dass wir vor wirklichem Schaden behütet werden; der einmal vorhandene aktive Impuls feuert und treibt uns an, den Konkurrenten anzugreifen, ihn zu verdrängen. Man will nicht in Güte verhandeln, man will angreifen, etwas durchsetzen.

Da das nun aber hüben wie drüben gleich sich gestaltet, so entbrennt der Kampf zwischen den Konkurrenten. Damit steigt der Affekt, immer stärkere Gefühlswerte werden in das Streitobjekt getragen; jetzt sind mit ihm „Ehre und Ansehen“ verpfändet, wie man das gewöhnlich ausdrückt. Und diese „ideellen“ Gefühlswerte, d. h. also der starke damit verknüpfte Affekt, bleiben nun an dem Streitobjekte haften; bei jeder neuen künftigen Anregung flammen die alten Leidenschaften wieder auf. Während man sich also über materielle praktische Streitfragen leicht einigen kann bei etwas gutem Willen, so gelingt das immer schwer, wenn wahre Verdrängungsimpulse gegen den Mitbewerber wach geworden sind, wenn also die Eifersucht einmal rege wurde.

Dann lässt sich auch kaum mehr feststellen, wo die realen Interessegegensätze aufhören und der Kampfeifer beginnt, resp. umgekehrt. Und darum auch haben sich die Kriegsgefahren so rasch gesteigert, seitdem die Völker selbst an der Politik der Grossstaaten tätig mitarbeiten. Denn in den Massen überwiegt, wie wir wissen, gewöhnlich das aktivere Element und damit die Leidenschaft.

#### 4. Die Eifersucht in der Psychopathologie (die krankhafte Eifersucht).

Während wir bisher in der Hauptsache unsere Untersuchung führen mussten, ohne uns auf nennenswerte Vorarbeiten von anderer Seite stützen zu können, so existiert über die krankhafte Eifersucht schon lange eine bemerkenswerte psychiatrische Literatur, welche sich überdies in den letzten Jahren rasch zu vermehren beginnt.



Der Affekt im Bereiche der Psychopathologie nun bietet, wie sich alsbald zeigen wird, wesentlich andere Züge als das normale Gefühl und dies auch abgesehen von der Krankhaftigkeit der Vorstellungswelt, in welcher der geistig Abnorme lebt. Zunächst nämlich ist jener in eigenartiger Weise so gut wie allein beschränkt auf das erotische Gebiet. Wir erinnern uns, dass wir zwei Grundformen zu unterscheiden hatten, die *Strebungseifersucht*, zu welcher auch der Affekt in den Massenbewegungen gehört, und zweitens die *Liebeseifersucht*. Wirklich tiefergreifend ist diese Trennung nicht, doch bieten die beiden Kategorien unter sich nicht geringe Besonderheiten. Namentlich das erotische Gefühl zeichnet sich aus durch die starke Intensität, durch die Allgegenwart der es bedingenden Triebe und die Unabhängigkeit von hinzutretenden Verstärkungsmomenten (z. B. besonderer Bereitschaft, Neid).

Im übrigen muss man sich gegenwärtig halten, dass auch die Liebe ein Betätigungsgefühl ist so gut wie etwa die Berufsfreude; denn verschmelzen mit jenem starken Gefühle auch feste assoziative Verknüpfungen zwischen Mann und Weib, sind namentlich darin Vorstellungen des persönlichen Wertes der geliebten Person eingeschlossen, so liegt das Entscheidende dabei doch in all den zahllosen sich wiederholenden Empfindungen begründet, welche dem geistigen und auch dem leiblichen Verkehre zwischen den Gatten entspringen resp. ihn begleiten. Und so erwächst auch die erotische Eifersucht schliesslich aus den grundsätzlich gleichen Bedingungen wie die *Strebungseifersucht*. Naturgemäss muss es also befremden, wenn man hört, dass unter abnormen Verhältnissen eigentlich nur jene erste Form sich zu entwickeln pflegt, und wir müssen vor allen Dingen uns bemühen, den Grund dafür ausfindig zu machen.

Nun ist ja in der Tat auch die *Strebungseifersucht* samt dem Konkurrenzneide da und dort bei geistiger Abnormität anzutreffen, und zwar speziell bei jenen leichten Formen der Manie, welche man als *Exaltation* zu bezeichnen pflegt, und bei welchen die Ausübung des Berufes noch ab und zu sich durchsetzen lässt. Sonst aber wird man ihr kaum begegnen im Bereiche des Pathologischen, selbst nicht in der Paranoia, wie sogleich besprochen werden soll.

Ein Grund dafür ist der, dass mitunter das Ausbleiben des Affektes doch nur ein scheinbares ist. Kommt es nämlich auch dazu, dass z. B. ein Kranker die Konkurrenz eines Inhabers des gleichen Berufes schwer erträgt, so bleibt er bei seiner Erregtheit und bei der ihm eigenen Kritiklosigkeit dabei nicht stehen. Weitere schwerere Schädigungen glaubt er vom Konkurrenten noch empfangen zu haben, und so versteckt sich das Eifersuchtsgefühl hinter dem mächtigeren Verfolgungswahn. Ein Kaufmann aus meiner Beobach-

tung beispielsweise leiht der Weiterentwicklung seiner ehemaligen Konkurrenzfurcht nach seiner Erkrankung die Worte: „ich weiss gar nicht, warum auf einmal alle meine Nachbarn und besonders die Ladeninhaber hinter mir her sind. Wo ich gehe, rufen sie mir Schimpfworte nach, als ob ich ein Betrüger sei, sie weisen mit Fingern auf mich etc. Dabei habe ich nie jemanden etwas zu leid getan und habe nie im Geschäft betrogen. Das hatte ich Gott sei Dank nicht nötig!“

Dazu kommt nun ein zweites: weitaus die meisten, welche von Geisteskrankheit ergriffen werden, verlieren bekanntlich damit die Fähigkeit, nutzbringende soziale und berufliche Arbeit weiter zu verrichten. Gerade das drückt ja der Psychose das Stigma des Selt-samen und Gefürchteten auf, dass der Mensch nicht mehr Herr seiner Vernunft bleibt. So entfällt auch der Anlass zu einer Strebe-eifersucht, wenn keine entsprechenden Leistungen vom Kranken selbst mehr produziert werden. Auch dieser Grund aber ist noch nicht der entscheidende. Es gibt ja — ausser den leicht Manischen — noch Kategorien Psychisch-Kranker, welche völlig unverändert wie zuvor ihrer Berufsarbeit obliegen können und deren soziale Position in keiner Weise Not zu leiden braucht. Ich meine die echte einfache Paranoia (im Sinne Kräpelins).

So kenne ich einen Patienten dieser Art, den ich häufig sehe; er steckt voll von Beziehungs- und Verfolgungswahnideen und doch betreibt er seine umfangreiche Agentur mit dem gleichen Eifer und mit dem gleichen Erfolge fort wie vor seiner seelischen Veränderung. Er ist überaus empfindlich gegen seine Umgebung; verlässt der Chef eines befreundeten Hauses einmal das Bureau, wenn der Patient da ist, so geschah dies von jenem, um ihn seine Verachtung fühlen zu lassen. Grüsst jemand, den er kennt, auf der Strasse nicht, lacht er gar, so heisst das, dass er die Ausstreuungen gelesen hat, die unter seltsamen Chiffren in der Zeitung gestanden hatten und mit welchen seine früheren Verirrungen deutlich gebrandmarkt wurden. Der so geschäftlich ehrgeizige und so empfindliche Mann aber ist noch kaum auf den Einfall gekommen, dass gerade die Konkurrenz hinter dem ganzen Gewebe von Verleumdungen und Verfolgungen stecke; das haben ganz andere Personen angezettelt.

Das Eifersuchsgefühl hat somit durch die paranoische Krankheit keine Nahrung gewonnen; in Hinsicht auf seine Konkurrenten denkt und fühlt der Patient wie jeder normale anständige Mensch. Wir werden somit auf einen Grund für diesen interessanten Umstand hingelenkt, der mit der Natur der seelischen Veränderung an sich zusammenhängen muss. Und in der Tat, wir wissen, dass in allen psychischen Störungen die krankhaften Gefühle und

Ideen stets solche von einer einzigen Art und Richtung sind. Sie sind sämtlich egozentrisch bestimmt, sie beschäftigen sich einzig und allein mit dem krankhaften Ich selbst. So wird kein Melancholiker mit dem Gedanken sich quälen, er sei unglücklich, weil die Welt um ihn herum verderbt sei oder weil sein Bruder angeblich betrogen habe. Wohl aber wird er sagen, er, der Patient, habe Meineide geschworen, seinetwegen habe sein Bruder nichts geborgt bekommen und darum Bankerott machen müssen. Der Paranoiker merkt, dass auf der Strasse vor ihm, seinetwegen also, von Passanten ausgespien wird; die Zeitungsnotiz, dass ein ungetreuer Kassier verfolgt werde, ging eigentlich auf ihn; die Kollegen in der Fabrik, wenn sie insgeheim flüstern, haben gegen ihn ein Komplott geschmiedet.

Bei der gewöhnlichen Eifersucht nun ist die Richtung gerade die umgekehrte. Ihr Träger kümmert sich um das, was der andere tut und er will diesen verdrängen; die Richtung geht somit vom Urheber auf die Aussenwelt, er greift andere an, wenigstens in Gedanken; bei der Psychose hingegen soll die Aussenwelt gegen den Patienten hin aggressiv sein und so bleibt es hier stets. Nur das eigene Ich ist das ewige Thema des Patienten, sich etwa über die Erfolge eines ehemaligen Konkurrenten aufzuregen, kommt ihm nicht mehr in den Sinn.

Nun ist aber die Liebeseifersucht eben in dieser Hinsicht anders gelagert. Die Gattenliebe gehört zu den persönlichsten Empfindungen jedes Menschen. Wer z. B. die Frau in dem sogen. „dreieckigen Verhältnisse“ dem Manne abspenstig zu machen sucht, der trifft und verwundet diesen in seinen heiligsten Gefühlen und Interessen. Was scheint daher näher zu liegen als eine krankhafte Wahnidee etwa des Inhaltes: jener Mann, der öfter mit meiner Frau spricht, macht ihr jedesmal unerlaubte Liebeserklärungen! oder jene Personen, die da insgeheim tuscheln, reden und spotten darüber, dass sie bei meiner Frau Gattenrechte ausüben dürfen! Ideen von dieser Art kommen auch tatsächlich nicht selten vor, aber, soweit ich sehen kann, stellen sie in erster Linie den Typus der normalen Liebeseifersucht dar.

Wir wissen ja alle aus der Erfahrung des täglichen Lebens, wie und wann sich die letztere äussert. Wenn die Hausfreundin zu stark mit dem Manne koquettiert, wenn dieser gar sich eine Mätresse hält; wenn von mehreren Nebenbuhlern um die Gunst eines gefeierten Mädchens einer den Preis davon getragen hat; wenn die Frau den Beruf einer Kellnerin oder auch nur den einer Verkäuferin in einem Zigarrengeschäfte ausübt: in all diesen oder ähnlichen Fällen

ist die Eifersucht verständlich. Und alle Male geht das Gefühl primär aus von der Tatsache eines Wettbewerbes; die Ablehnung gegen den Konkurrenten, der peinlich empfundene Drang, dessen Bewerbungen zwar fürchten, aber ihnen doch auf Schritt und Tritt mit Argusaugen folgen zu müssen, das macht das Gefühl aus. Erst sekundär kann leicht daraus auch der Gedanke des Misstrauens gegen den anderen Gatten hervorgehen, und dann wird auch dessen Tun und Treiben zum Gegenstande der Aufpasserei und einer missdeutenden Kritik. Harmlose Liebenswürdigkeiten in gesellschaftlichen Formen gelten als direktes Entgegenkommen, die Ausgänge und Besorgungen ohne Begleitung des anderen Gatten werden so streng als denkbar überwacht oder verpönt, geheimes Nachfolgen, geduldiges Lauern und Warten vor dem Bureau des Mannes oder bei Berufsvisiten vor der Türe des Hauses gehören zu den gewöhnlichsten Auskunftsmitteln eifersüchtiger Gattinnen.

Wie sich nun die Seelenzustände unter pathologischen Verhältnissen gestalten und entwickeln, das können wir im allgemeinen viel schwieriger feststellen als in der Breite der Norm. Der Kranke kann weder, noch will er in der Regel genau Rechenschaft ablegen von seiner abnormen Vorstellungswelt; wir selbst, die Gesunden, vermögen nur mühsam in das Labyrinth des kranken Geistes einzudringen. Was wir also hier aussagen, ist selten ohne weiteres feststehende Tatsache, meist müssen wir uns auf Schlüsse stützen, die aus vielfachen Einzelerfahrungen gezogen werden können. Gleichwohl dürfen wir ziemlich sicher im vorliegenden Falle aussprechen, dass eine Eifersucht ähnlich derjenigen des normalen Menschen in der Pathologie kaum oder doch sicher nur ausnahmsweise sich ausbildet. Der Kranke beginnt nicht mit der Überwachung und Anfeindung des ihm fremden Konkurrenten; er fängt auch auf diesem Gebiete wieder bei seiner Person an. Das Primäre und überhaupt zu allen Zeiten das Wesentliche in seiner Eifersucht ist und bleibt das Misstrauen.

Wenn wir das aussprechen, scheint es, als ob wir sofort uns in Widerspruch setzten mit unserem eigenen Lehrsatz, wie wir ihn vorhin erst formuliert haben. Denn das Misstrauen richtet sich doch gegen andere Personen. Das ist freilich so, aber in ihm enthalten ist eine direkte Beziehung der nächsten Umwelt zum Subjekte selbst und noch genauer gesagt, unter Misstrauen verstehen wir die Art, wie das Subjekt die Umwelt in Beziehung zu sich auffasst, apperzipiert. Es ist überdies keineswegs ein Gefühl, das der krankhaften Eifersucht irgendwie allein eigentümlich ist. Im Gegenteil, mit Recht weit verbreitet ist die Annahme, dass dieser Affekt in der Regel das erste Stadium darstellt, aus welchem



eines der häufigsten krankhaften Symptome sich im ferneren Verlaufe entwickelt, der Verfolgungswahn nämlich (diese Lehre wurde besonders von Sandberg<sup>1)</sup> und Marguliès<sup>2)</sup>, früher schon von A. Pick vertreten).

Da aber von nun ab dieser Affekt die ganze Psychologie der unter krankhaften Bedingungen entstehenden Eifersucht beherrscht, so stoßen wir jetzt auch auf ein völlig neues psychologisches Problem. Wir müssen ihm daher, wenn wir auch auf eingehende Darlegungen mit Rücksicht auf den uns zustehenden Raum verzichten müssen, wenigstens die allernötigsten Erläuterungen widmen. Misstrauen bedeutet objektiv oder inhaltlich dreierlei zugleich: erstens zweifelnde oder ängstliche Unsicherheit gegenüber den Handlungen der Umgebung, zweitens Verdacht der Neigung zu bösen Handlungen bei jener und drittens Unglaube gegenüber den Aussagen und Versicherungen der Umgebung. Subjektiv liegt zugrunde entweder eine ängstliche Stimmung oder ein ablehnender Zweifel, welche durch die Wahrnehmungen in der Umgebung beim Subjekte erzeugt werden, und wir treffen daher das Misstrauen an bei zweierlei ganz entgegengesetzten Temperamenten, sowohl bei dem zaghaft unsicheren wie dem despotisch eigenwilligen Charakter. Der erstere ist misstrauisch aus banger Furcht für sich; der andere wird es erst dadurch, dass sein starrer Druck Gegendruck erzeugt, der ihn reizt, während sein Starrsinn sich weigert, den Gründen und Motiven des Gegners Glauben zu schenken und ihnen gerecht zu werden.

Bei psychopathischen Zuständen kommen jedoch noch drei wichtige Quellen für das Gefühl hinzu: erstlich werden geistig und gemüthlich erkrankte Personen oft ungemein vulnerabel, empfindlich gegen alle kleinen Anstöße und Reizungen des Lebens; sie empfinden sie mit innerem Weh — etwa eine kleine Unhöflichkeit — und sie beziehen jedes Wort des anderen als eine Anspielung oder Kränkung gegen sich selbst. Sprechen zwei Personen leise unter sich, so reden sie vom Kranken selbst, ermahnt der Geistliche in der Predigt zur Geduld, so hat er speziell ihn, den Patienten, gemeint (sogen. „abnorme Eigenbeziehung“). Zweitens verändert sich überhaupt beim Kranken die Art der Wahrnehmung selbst; alles wird fremdartig, ängstlich empfunden, die Worte des Bruders klingen hart, das Zimmer sogar ist anders als früher,

<sup>1)</sup> Sandberg, Beiträge zur Charakteristik der Wahnideen bei chron. Verrückten. Allgemeine Zeitschr. f. Psych. 1887.

<sup>2)</sup> Marguliès, Die primäre Bedeutung der Affekte im ersten Stadium der Paranoia. Monatsschr. f. Psychiatrie. Bd. X. 1901. S. 265.

die Menschen bekommen einen seltsamen Ausdruck, der Sonnenschein schmerzt, er erfreut nicht mehr, auch die Kleider, der Schrank sind oft wie ausgewechselt. Und drittens stellen sich noch ausserdem wirkliche Sinnestäuschungen, Halluzinationen und Illusionen ein. Was der Kranke innerlich denkt, das dringt nun leibhaftig von der Strasse her zu ihm herauf, und da er es so deutlich vernimmt, so muss es auch wahr sein. Eine Frau z. B., die noch ganz gut ihren Haushalt besorgt und sich vernünftig besprechen kann, hört deutlich, wie ihr Mann ihr böse Schimpfworte nach einem leichten Disput zuruft, und sie wird um so böser und misstrauischer, weil jener ihr hinterher noch abstreitet, was sie mit eigenen Ohren gehört hat. Eine andere eifersüchtig gewordene Frau bekommt von der Strasse sogar zugeflüstert: „Sie arme Frau, Ihr Mann geht täglich zu dem Fräulein drüben ins Geschäft.“ Eine dritte sieht sogar den Schatten der schlechten Person davoneilen, die ihr Mann bei sich im Bette gehabt hatte.

So erkennt man, wie das Misstrauen zuerst durch abnorme Stimmungen und abnorme Empfindlichkeit des Kranken geweckt wird, und wie es sich dann befestigt zum fixen Wahn infolge der Veränderung, welche die Vorgänge der Sinneswahrnehmung selbst in der erkrankten Psyche erleiden. Freilich sind die Störungen der letzt bezeichneten Art keineswegs jedesmal vorhanden, und namentlich die Illusionen und Halluzinationen fehlen in allen leichteren Formen der psychischen Erkrankung. Stets aber sind es die Eindrücke der nächsten Umgebung, welche im Kranken das Gefühl des Misstrauens hervorrufen; und kommt es zu einer krankhaften Eifersucht, so hat nicht das Auftreten und Gebaren irgend eines Konkurrenten sie veranlasst. Der Weg ist vielmehr der umgekehrte: da der Gatte ohnehin in erster Linie dem Kranken auf Schritt und Tritt nahe ist, da sich kleine Reibungen innerhalb der Ehe nie vermeiden lassen, und erst recht nicht bei psychopathischen Personen, so richtet sich häufig gerade gegen jenen das misstrauische Gefühl. Und ist erst ein solches da, so wird zunächst der Verdacht rege, dass dessen eheliche Zuneigung zu erkalten beginnt und in natürlicher Steigerung folgt dann die Idee, dass sich der Gatte anderen Frauen (vice versa bei Männern) zuwendet.

In diesem Stadium spielt weiter das spezifisch sexuelle Moment eine verhängnisvolle Rolle, und zwar fast gleich stark bei allen drei Eventualitäten, die möglich sind und auch in der Tat vorkommen: wenn der Trieb abnorm sich verstärkt, wenn er abnimmt<sup>1)</sup> und wenn die erotischen Gefühle krankhaft verändert sind.

<sup>1)</sup> Daher die Häufigkeit der Eifersucht bei den rückenmarkskranken Tabikern.

Häufig bringt z. B., sei es eine beginnende psychische Exaltation, sei es auch nur das eintretende Klimakterium, mit einem Male bei Frauen eine geschlechtliche Reizbarkeit und Begehrlichkeit hervor, die bisher gar nicht im Wesen der Persönlichkeit gelegen hatte. Da der Ehemann nicht ähnlich empfindet, wird er nicht selten abgestossen durch die auf einmal zutage getretene Erotik der längst verblühten Frau. Dass eine psychische Abnormität dahinter steckt, das wird oft genug viel zu lange übersehen und verkannt. Die Frau ihrerseits klagt den Mann der Kälte und Lieblosigkeit an und hat ihn im Verdacht, dass er auf verbotenen Wegen, mit Dienstmädchen und Buhlerinnen, seinen Trieben schon Genüge geleistet habe. — Erkaltet und schwindet dagegen plötzlich das sexuelle Gefühl, so wird wieder eine Entfremdung zwischen den Gatten herbeigeführt; bei Alkoholikern wieder kommt es zu jener bedenklichen Abnormität, dass stets die Libido, die Geschlechtslust gesteigert ist, dagegen die Potenz rasch nachlässt. So wird die Frau körperlich gequält und der ohnehin verrohte Mann bildet sich ein, dass die Frau, welche er nicht recht „befriedigen“ könne, sich bei anderen Männern schadlos halte.

Hier stoßen wir auf ein Gebiet, das die Quelle vielen ehelichen Unfriedens und ehelichen Misstrauens abgibt; für uns liegt seine detaillierte Besprechung indessen etwas ferne; über das Verhalten des Trinkers müssen wir ohnehin weiter unten nochmals einige Worte auch nach dieser Richtung hinzufügen.

Eines aber erkennt und begreift der Leser hier sofort: die krankhafte Eifersucht bildet wiederum ein Kapitel, in dem unsäglich viel menschliche Mühsal und Quälerei sich verbirgt, nur dass jetzt die Rollen vertauscht sind. Nicht der Eifersüchtige erleidet die Drangsal ungestillten Strebens und Sehnsens und verzehrenden Neides, sondern der zu Unrecht verdächtige Gatte wird um seine Ruhe und seinen Frieden gebracht, und das hier um so mehr, als der Kranke die Vorwürfe völlig aus der Luft greift, als er die „Beweise“ in seinem abnorm erregten Hirn zusammenschmiedet, und als er für jeden Vernunftgrund absolut unzugänglich bleibt. Und man darf keineswegs glauben, dass die zugrunde liegende psychische Abnormität immer leicht dem Laienauge kenntlich wird. Ganz im Gegenteil, ich kenne reichlich Fälle, wo jahrelang, vielleicht ein volles Dezennium hindurch stets von neuem das Eheglück untergraben wurde durch Anklagen der Untreue und Falschheit gegen den Gatten oder die Gattin, die einmal eine Zeitlang beschwichtigt wurden, dann wieder in alter Stärke hervorbrachen, mit einem Gewebe scheinbarer Beweise verstrickt, bis endlich der Psychiater zu Hilfe gerufen wurde, der die periodische Seelenstörung feststellte.

In dieser einen Richtung also ist das Opfer der Eifersucht besser daran als im Bereiche der Norm: es kann wenigstens der Schutz der Gesetze und der Anstaltsversorgung, event. auch eine sachgemässe Behandlung Platz greifen, während man der Leidenschaft des Gesunden gegenüber einfach machtlos ist, mag sie auch bis zur Bedrohung des Lebens der gequälten Frau sich versteigen.

Betrachtet man nun die Stellung, welche die psychiatrische Wissenschaft dieser krankhaften Erscheinung gegenüber eingenommen hat, so wird man etwas erstaunen darüber, dass ihre praktische Bedeutung und Verbreitung eigentlich bis in die jüngste Zeit hin doch einigermaßen unterschätzt worden ist. Fragt man sich: wo haben wir denn a priori eine krankhafte Eifersucht zu erwarten? so wird die Antwort sich leicht aus unseren jetzigen Ausführungen ergeben: überall, wo ein abnormes Gefühl des Misstrauens durch die psychische Störung erzeugt wird, da kann auch die Eifersucht gegen den Gatten ausbrechen. Glücklicherweise ist das allerdings nur die Ausnahme. Die psychische Krankheit erzeugt abnorme Vorstellungen und Stimmungen, aber in der Regel lässt sie den Kern des Charakters und alte eingelebte Gefühlskomplexe fortbestehen. So wird auch das krankhafte Misstrauen sich viel leichter gegen die fernere Umgebung richten als gegen den Gatten, der durch langjährige Bande der Liebe und Zusammengehörigkeit mit dem Kranken verbunden ist. Wo hingegen wirklich der Charakter sich umwandelt und entartet, wie beim Trinker, da ist auch die eheliche Eifersucht zur Alltäglichkeit geworden.

Die etwas ältere Psychiatrie kannte daher eigentlich nur ein Gebiet psychischer Abnormität, dessen Eigenart zu einem grossen Teile darin bestand, dass ein starker Hang zur ehelichen Uneinigkeit und vor allem zum Misstrauen gegen die eheliche Treue sich geltend macht; das sind alle Arten und Formen der alkoholistischen Geistesstörung und die Zustände der alkoholistischen Degeneration überhaupt. Krafft-Ebing<sup>1)</sup>, der schon vor fast 20 Jahren auf Grund einer grossen persönlichen Erfahrung diese Dinge behandelt hat, schätzte, dass gut Dreiviertel aller Trinker und Trinkerinnen zum Wahne der geschlechtlichen Ausschweifung beim anderen Gatten gelangten, und ich selbst muss ihm darin beistimmen nach dem, was ich in zahlreichen Fällen bisher beobachten konnte. So wird man sich nicht wundern darüber, dass in der Psychiatrie die Begriffe von Eifersuchtswahn und von Potatorium geradezu eine reziproke Bedeutung gewonnen hatten; äusserte jemand krankhafte Ideen der Gatten-

<sup>1)</sup> Krafft-Ebing, Über Eifersuchtswahn beim Mann. Jahrb. f. Psychiatr. Bd. 10. 1891. Ferner A. Schüller, Eifersuchtswahn bei Frauen. Ebenda. 20. Bd.



untreue, so setzte man ziemlich regulär voraus, dass dieser Mensch ein Trinker sein müsse.

Der nächste Fortschritt in dieser Lehre musste daher darin bestehen, dass man die allzu grosse Einseitigkeit jener These einsehen lernte. Zuerst schilderte man eine Abart der Paranoia, bei welcher an Stelle des gewöhnlichen Verfolgungswahns oder des querulierenden Wahns die krankhafte Idee der Eifersucht da und dort einmal im Vordergrund stand, ohne dass die Personen je Alkoholmissbrauch getrieben hatten; und dann erst in den jüngsten Jahren haben eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten, so von Brie<sup>1)</sup>, Wahlert, Többen, v. Bechterew, Meyer, zuletzt ausführlich von Jaspers und unter den französischen Autoren von Moreau, Mairat und Villers uns eine reiche Kasuistik von einschlägigen Erfahrungen beschert, aus denen nun hervorging, dass der Wahn bei ziemlich verschiedenen Formen der Psychosen in mehr oder minder ausgeprägten Graden sich entwickeln kann.

Es ist ja bekannt, dass über die Einteilung der Geisteskrankheiten in bestimmte Krankheitsklassen eine volle Einigung in der Wissenschaft noch nicht erzielt ist. Wir selbst werden uns, im wesentlichen der Klassifikation Kräpelin's anschliessen, welche überdies heute die meisten Anhänger sich errungen hat. Im einzelnen werden wir freilich unsere persönlichen Erfahrungen zugrunde legen können, die sich auf mehrere Dutzend von Fällen stützen; dabei können wir in vielem den jüngsten Darlegungen von Meyer und Jaspers folgen, welche ihrerseits ein relativ umfangreiches Beobachtungsmaterial umsichtig verwertet haben.

Richten wir unsere Besprechungen so ein, dass wir von den leichteren Abnormitäten stufenweise zu den schwereren ansteigen, so müssen wir an den Ausgangspunkt eine Gestaltung der Eifersucht stellen, welche noch dem normalen Affekte sehr nahe kommt. Neurasthenisch erregte und hysterische Personen, Individuen, die sich im Stadium einer psychischen Überreizung befinden, geraten besonders leicht in häusliche und eheliche Konflikte; Verschiedenheit der Ansichten und Neigungen bedingen erregte Zusammenstösse unter den Gatten. Unter der Einwirkung der krankhaften Erregtheit kann eine zornmütige Verbitterung und schliesslich eine förmliche Entfremdung der Gatten sich ergeben; in gewissen Stadien des

<sup>1)</sup> Brie, Psychiatr. neurol. Wochenschr. 1900/01. L. Wahlert, Kasuistik des Eifersuchtwahns. Dissert. Greifswald 1903. Többen, Beitrag zur Kenntnis des Eifersuchtwahns. Monatsschr. f. Psychiatr. Bd. XIX. 1906. E. Meyer, Beiträge zur Kenntnis des Eifersuchtwahns. Archiv f. Psychiatrie. Bd. 46. 1910. S. 847. K. Jaspers, Eifersuchtwahn etc. Zeitschr. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie. Bd. I. 1910. S. 567.

weiblichen Geschlechtslebens, speziell während der Laktation und im Klimakterium beobachtet man mit Vorliebe solche Zustände abnormer Gereiztheit. Hier werden auch nicht selten die Beziehungen des geschlechtlichen Zusammenlebens der Gatten gestört und unterbrochen, teils mit Rücksicht auf das Stillgeschäft, teils infolge uteriner Erkrankungen, die sich späterhin so häufig nach mehrfachen Geburten einstellen, auch abgesehen davon, dass der Wunsch, fernere Geburten zu vermeiden, zur Einstellung des regulären ehelichen Verkehrs führen kann. Nicht allzu selten auch geschieht es, dass die Frau aus diesem Grunde oder wegen persönlicher Abneigung gegen die Kohabitation an sich dieser schon in jüngeren Jahren widerstrebt. Umgekehrt zeichnen sich manche Ehemänner durch eine abnorm starke und bis in spätere Jahre fortdauernde sexuelle Erregtheit aus, deren rücksichtslose Befriedigung sie von der Frau verlangen.

Das wesentliche Moment erblicken wir freilich nicht in den zuletzt erwähnten sexuellen Beziehungen; sie wirken mehr insofern mit, als sie eine unbewusst fortwirkende nervöse Gereiztheit in den Personen grossziehen. Wohl aber wirken die seelischen Konflikte intensiv auf das ganze Gemüts- und Vorstellungsleben ein. Pflegen die Gatten erst einmal sich fremder zu stehen, jede Art intimerer Liebesbezeugungen untereinander zu meiden, während die frühere Neigung doch noch nicht erloschen ist, so wird nun mit verdoppelter Erbitterung die Liebenswürdigkeit beobachtet, welche der Gatte anderen Geschlechtsgenossinnen schenkt, und sei es auch nur das Dienstmädchen. Von da bis zum Argwohn und von diesem bis zur Eifersucht sind nur zwei kleine Schritte.

Die nächste Etappe bilden dann aufgeregte Vorwürfe und Verdächtigungen, sogen. häusliche Szenen; hysterische Frauen bekommen im Anschlusse daran ihre Krampfanfälle oder versteigen sich bis zu mehr oder minder ernst gemeinten Selbstmordversuchen, sie verlassen das Haus, treffen die Vorbereitungen zur Scheidungsklage usf.

Es erübrigt sich, hier weiter ins Detail zu gehen; die Fälle sind an sich keineswegs selten. Pathologisch ist indessen dabei nur die Stärke der Affekte; die Gefühle und Vorstellungen verbleiben ganz im Rahmen dessen, was auch von der Eifersucht im normalen Geistesleben gilt.

Die nach meiner Erfahrung entschieden häufigste Form der wirklich krankhaften Eifersucht, des Eifersuchtswahns treffen wir nun auch noch nicht bei den schwereren Psychosen, also namentlich in der *Dementia praecox paranoides* und der echten *Paranoia*; vielmehr neigen eine Anzahl von Fällen der einfachen periodischen Manie und Melancholie, des manisch-depressiven Irreseins (nach Kräpelin) also, in merkwürdig

starkem Masse zu dieser Ideengattung. Insbesondere gilt dies von den weiblichen Patienten, und ich kann mir die Tatsache vorerst nur dadurch erklären, dass bei diesen ohnehin das Vorstellungsleben weit mehr als bei Männern auf das Haus, die familiären und ehelichen Beziehungen begrenzt bleibt. Die ganze Kategorie des Eifersuchtwahnes aber ist in der bisherigen literarischen Bearbeitung des Themas einigermassen zu kurz gekommen, man hat merkwürdigerweise gerade die gewöhnlichste und häufigste Form halb und halb übersehen. Das mag zwei Gründe haben: einmal den, dass der Affekt hier doch nur ein Symptom neben vielen anderen und typischeren darstellt. Und zweitens kommt eben der oft relativ milde Charakter der geistigen Störung in Betracht; dadurch wird es bedingt, dass man vielfach erst spät oder gar nicht den krankhaften Ursprung des Verhaltens erkennt — wie vorhin schon angedeutet — und dass die Patienten auch selten in die Irrenanstalten gelangen. Der eigentliche Fachpsychiater sieht sie deshalb nicht so sehr häufig; die französische Psychiatrie aber hat früher für die Formen den charakteristischen Namen der „*folie raisonnée*“ gebildet, der Geistesstörung mit Erhaltenbleiben der Vernunft oder vielmehr des Scharfsinns.

In der Mehrzahl der Fälle handelt es sich um eine leichte Manie, Hypomanie oder Exaltation, die gewöhnlich in periodischen Zwischenräumen wiederkehrt oder sich doch in Phasen von einigen Monaten bis zu 1—3 Jahren verstärkt und herabmildert. Die Frauen werden mit einem Male übermässig lebhaft, überaktiv, sie reden sehr viel, laufen herum, werden gefallsüchtig, verlieren die Sparsamkeit, wollen überall dabei sein, alles mögliche mitmachen. Geschenke und Einkäufe aller Art werden nach Augenblickslaune ausgeführt, der Widerspruch des Mannes wird als engherzige Tyrannei und Geiz abgewiesen. Sie selbst aber werden herrisch, unduldsam; die Dienstboten werden ebenso schikaniert wie der Mann. Zugleich aber stellt sich eine eigentümliche Veränderung der Stimmung gegen den Mann ein; es besteht eine förmliche Lust, diesen zu quälen und zu tyrannisieren; eine junge Frau, die sich ärgerte, dass sie schon wieder schwanger geworden war, und die sonst in schönster Harmonie mit dem Manne lebte, ein fügsamer freundlicher Charakter, legte es nun darauf an, den Mann zu ängstigen und ihn in Verruf zu bringen. Erst schalt sie gewöhnlich auf ihn wegen einer an den Haaren herbeigezogenen Sache, dann rannte sie ans Fenster, machte Anstalten herauszuspringen, und hielt sie dann der Mann kräftig zurück, so schrie sie so heftig, dass Hausbewohner und Nachbarn zusammenliefen und am Fenster erschienen. Jetzt klagte sie kreischend den Mann an, er habe sie geschlagen und misshandelt, schliesslich verfiel sie in Krämpfe.

Später gestand sie selbst, sie habe immer ihren Mann quälen müssen, sie wisse selbst nicht warum. Andere Frauen laufen überall herum und machen den Mann schlecht, und der stets wiederkehrende Hauptvorwurf ist dann die Eifersucht, die Anklage, dass der Mann Ehebruch treibe. Die Dienstmädchen werden stets verdächtigt, langjährige Freundinnen, gegen die der Mann freundlich ist, werden brüsk beleidigt und ihnen fernerer Besuch im Hause zur Unmöglichkeit gemacht; junge Mädchen, die etwa im Hause wohnen, werden so gequält, dass sie wegziehen müssen. Häufig wird der Mann regelmässig mit so ordinären, laut hervorgesprudelten Schimpfreden bedacht, dass er sich vor den Hausleuten schämen muss.

Dabei spielt hier wieder das erotische Moment stark hinein; in der Regel ist ein starker Geschlechtstrieb erwacht, bedenkliche Liebschaften mit anderen können angeknüpft werden, und der Umstand, dass der Ehemann der übermässigen Libido nicht genügt und nicht genügen will, dient, wie früher schon gesagt, als Verdachtgrund, dass er bei anderen Mädchen und Frauen sich schon betätigt habe und ihrer, der Patientin, überdrüssig sei.

Die Lust, den Mann zu quälen, Schlechtes über ihn zu verbreiten, und das Misstrauen in seine eheliche Treue sind also hier deutlich wahnhaft, pathologisch.

Übrigens ist der Zustand zwar entschieden häufiger bei Frauen als bei Männern; doch kommt er bei diesen in ganz gleicher Art vor. Auch sie werden übermässig unternehmend, reisen herum, kaufen allerlei, sie werden störrisch, streitsüchtig und vor allen Dingen masslos sexuell erregt. Sogleich werden ihre Frauen des Ehebruchs gezogen, auch wenn es sich um keineswegs schöne Matronen handelt, die durch 20 oder 30 Jahre in reiner Ehe mit dem Manne gelebt haben. Ein Mann z. B., der schon 6 Kinder von seiner Frau hatte, geriet nach einigen schlaflosen Nächten in eine starke Erregung; seine Frau gebe sich jedem hin, der es wolle, ein Landsmann, der kürzlich da war, habe absolut sicher mit ihr verkehrt, das wisse er ganz genau. Er stellt sich mit einem grossen Messer ins Nachbarnzimmer und kündigt das an; dann dringt er rasch ein, stürzt aufs Sofa und behauptet, hier sei soeben der Ehebruch vollzogen worden; der Kerl müsse noch da sein, er habe deutlich alles gehört. Kein Vernunftgrund verfängt bei dem Manne, er weiss es eben „ganz sicher“. So dauert die Erregung 4 Wochen an und verschwindet dann, hier ohne dass sie später sich noch wiederholt hat.

Der Wahn liegt also begründet in der illusionären Sicherheit der Vorstellung, in der Festigkeit der Überzeugung, die auf der Stelle erlangt wird. Das ist an sich nicht merkwürdig und



es gibt noch seltsamere Vorstellungen, bei welchen ebenso momentan die „Eingebung“ wirkt: eine psychopathisch veranlagte Frau z. B., die mit dem Hausherrn etwas verwandt ist, bekommt Streit mit dem Wohnungsnachbar; sie wird unruhig erregt, und am dritten Tage geht sie hin und kündigt von sich aus dem Nachbar. Es war ihr plötzlich „eingegeben worden“, sie sei jetzt Mitbesitzerin des Hauses, so könne sie auch kündigen. Sonst erschien sie ganz geordnet. Eine melancholische Patientin sieht einen präparierten Walfisch; am nächsten Tag jammert sie, ihre Mutter sei in dem Tiere eingesperrt. Sie „weiss“ das sicher.

Merklich seltener als in der manischen Exaltation kommt die pathologische Eifersucht bei der Depression, in der melancholischen Verstimmung vor; doch auch da ist sie nicht gerade selten. Entspringt dort das Misstrauen aus der despotischen Laune und der Streitsucht, welche dem anderen Gatten die Untreue imputieren lässt, so rührt es hier von der zaghaft ängstlichen Stimmung her. Der Mann mag die Frau nicht mehr, ängstlich wird jede Miene des ersteren bewacht, ein gelegentlicher Vorwurf ist sicherer Beweis, dass die Frau dem Manne nicht mehr genügt. In einem Falle hatte der Ehemann die Frau zu erfreuen gedacht, als er während ihrer Abwesenheit selbst das Zimmer scheuerte; sie aber sah darin nur die Anklage, dass sie nicht fleissig und reinlich genug gewesen sei in den Augen des Ehegatten. Sie glaubt sicher, dass er sich von ihr abgewendet hat und mit einer anderen Frau ein Verhältnis habe. Sie schläft nicht mehr, nimmt ab, ist 2 Monate lang nicht zu beruhigen. Dann wird sie wieder normal.

Ein 33 jähriger melancholischer Schreiner ist zunächst nur ängstlich über seine Gesundheit, glaubt, die Kollegen wollten nichts mehr von ihm wissen, kann nicht mehr arbeiten. Mit seiner Frau lebt er in 12 jähriger kinderreicher und ungetrübter Ehe zusammen. Plötzlich überkommt ihn der Gedanke, auch seine Frau möge ihn nicht mehr; bezeichnenderweise beunruhigt es ihn nun, dass die Frau auf einmal so liebevoll gegen ihn sei, ihm um den Hals falle, ihn gefragt habe, „hast du mich noch lieb“, „bin ich nicht eine schöne Frau?“ Sie halte es offenbar mit anderen, die Kollegen hätten seltsame Andeutungen gemacht, ihn z. B. gefragt, ob er nicht nach Hause gehen wolle, jedenfalls weil sie wüssten, dass die Frau andere Männer bei sich habe. Das und ähnliches bringt er ohne Zorn vor, es regt indessen ihn auf und macht ihm Sorge und Kummer. Gegen die Frau ist er trotz seiner Ideen, die er ihr selbst sagt, freundlich wie zuvor. Als ich ihm Vorwürfe mache wegen seiner Eifersucht, antwortet er wieder nur: er müsse das eben glauben, es sei ihm selbst leid. Sichere Beweise habe er freilich nicht; aber die Kollegen

wüssten offenbar mehr. Der Mann war nach 4—5 Monaten noch nicht hergestellt und musste in die Anstalt gehen zu seiner Heilung.

Beachtenswert ist auch dieser melancholische Typus der Eifersucht: es fehlt jede Art von Erbitterung, das einzig herrschende Gefühl ist das der Sorge und Angst. Aber es gelingt auch nicht, durch Vernunftgründe die absolut unmotivierter Idee zu bannen.

Es kommt indessen auch ein dritter mittlerer Typus vor: eine unruhige ängstliche Stimmung mit Halluzinationen kann ebenfalls zur Eifersucht oder besser zum Misstrauen gegen den Gatten führen. Eine junge nette Frau von 26 Jahren mit einem tüchtigen braven Manne verheiratet, geriet — um auch davon ein Beispiel zu zitieren — ohne weiteren Grund vor 6—8 Wochen in eine innere Unruhe. Nachts stand sie auf, verliess das Schlafzimmer, horchte nach der Strasse. Bei Tage kamen eigentümliche beklemmende Gefühle von der Brust aufsteigend nach dem Halse zu; überall hört sie Dinge, die sich auf sie beziehen, die Leute auf der Strasse reden von ihr und weil sie ein feines Gehör hat, so kann sie deutlich die Worte unterscheiden. Sogar die Schwägerin, die viele Meilen entfernt wohnt, müsse dagewesen sein, ihre Stimme war sicher zu erkennen.

Diese Frau begann auch sogleich, gegen den Mann Misstrauen zu hegen; er bleibt länger aus als sonst, er ist nicht so freundlich zu ihr wie früher, manchmal sucht er sogar, sie vom Spaziergange mit ihm abzuhalten. Auf dem Markte sagen zwei Frauen, die angeblich aus ihrer Heimat stammen (offenbar eine Illusion!): „das hätte ich doch nicht gedacht, dass die Frau W. solche Sachen macht“ und gleich habe die andere erwidert: „Nein, nur der Mann von der ist so schlecht, der hält es mit anderen Frauen!“ Jedes Wort des Mannes wird jetzt von ihr missdeutet, oft hört sie Dinge heraus, die jener gar nicht gesprochen hat. In ihrem Auftreten ist ein seltsames Gemisch von Eigensinn und von Ängstlichkeit. Dass die Stimmen, die so reichlich sich geltend machen, krankhaft sind, lässt sich absolut nicht der Patientin begreiflich machen. Sie traue weder ihrem Manne mehr recht, noch den Nachbarn, sie müsse eben auf ihrer Hut sein.

Dabei bleibt sie doch freundlich und im übrigen geordnet, besorgt den Haushalt noch leidlich gut; aber der Mann wird, was früher nie vorkam, halb schnippisch, halb abweisend von ihr behandelt, seine Versuche, ihr die Grundlosigkeit des Misstrauens klar zu machen, prallen ohne weiteres ab an der Unerschütterlichkeit ihrer Ideen. So wurde meine ärztliche Intervention nachgesucht, welche sich die Patientin widerspruchslos gefallen liess, doch ohne dass sie sonst die Krankhaftigkeit ihres Glaubens einsehen lernte. Sie gibt

nur zu, dass sie aufgeregt sei, die Stimmen seien wirklich da, der Mann sei leider untreu usf.

Auch Fälle dieser Art gehören zu den häufigen Psychosen; früher hat man sie gerne als sogen. akute (d. h. kurzdauernde und heilbare) Paranoia bezeichnet, gegenwärtig rechnet man auch sie dem „manisch-depressiven Irresein“ Kräpelins zu, und wie ich glaube ganz mit Recht. Wahnideen der ehelichen Untreue bzw. Besorgnisse vor einer solchen findet man bei diesen durch reichliche Halluzinationen und Illusionen komplizierten Formen freilich relativ sehr viel seltener als bei den zuerst genannten periodischen Manien; viel häufiger ist ein etwas unklarer Verfolgungs- und Beziehungswahn. Im übrigen ist das leidliche Erhaltenbleiben der Besonnenheit und Geordnetheit des Denkens und Tuns charakteristisch und ferner eine durchgehende veränderte Stimmung, in der sich eine gewisse unruhige Exaltation mit einer leichten Ängstlichkeit kombiniert.

Jedenfalls hat sich uns im Gegensatze zu den gang und gäben Anschauungen gezeigt, dass die pathologische Eifersucht gar nicht selten auch in heilbarer Form auftritt<sup>1)</sup>, und zwar gerade bei den leichteren und milderen Graden der umfassenden Kategorie der manisch-depressiven Psychosen. Unter den schweren, durchschnittlich unheilbaren Seelenstörungen sind es allerdings nur die paranoischen und paranoiden Zustandsbilder, bei denen mitunter der Eifersuchts-wahn in ausgeprägter Weise sich ausbildet und dann entweder durchaus vorherrschend bleibt oder aber sich mit dem typischen Verfolgungswahn verbindet.

Die eigenartigste und glücklicherweise relativ seltenste Form darunter ist diejenige, wo der unselige Hang zur Eifersucht schon im ursprünglichen Charakter der Personen begründet ist, und wo er sich dann vom ersten Beginn einer eingegangenen Ehe ab bis zum Ende unablässig fort und fort aufdrängt. Die Art des Denkens und Fühlens trägt in bezeichnendster Weise die Züge der Abnormalität, für welche Wernicke den treffenden Ausdruck der überwertigen Idee oder der überwertigen Impulse gefunden hat. Viel weniger passend ist der neuerdings von Bechterew<sup>2)</sup> verwendete Ausdruck der „zwangsmässigen“ Eifersucht. Von der Hartnäckigkeit des Wahns zeugt sehr deutlich der von Jaspers mitgeteilte Fall eines sonst gut begabten und geistig regen Pfarrers,

<sup>1)</sup> Ich selbst habe gegen 20 Fälle dieser Kategorie beobachtet, die einfach nervöse Form nicht eingerechnet.

<sup>2)</sup> v. Bechterew, Über zwangsweise Eifersucht. Monatsschr. f. Psychiatr. Bd. 26. 1909. S. 501.

dessen erste Frau durch Selbstmord endete, vermutlich infolge der Quälereien, die ihr der Gatte zufügte, die zweite Frau liess sich scheiden, nachdem sie unaufhörlich jahrelang die sinnlosen Anklagen aller Art über sich hatte ergehen lassen, namentlich Vorwürfe geschlechtlicher Ausschweifungen schon vor der Ehe. Und trotz dieser Erfahrungen verfolgt er die dritte Frau schon während der Hochzeitsreise mit haarsträubenden Beschuldigungen, sie treibe unausgesetzt Ehebruch, versuche ihn sogar mit Chloroform zu betäuben, damit er sie nicht überwachen könne, und so reicht er demnächst selbst die Scheidungsklage ein, die als völlig haltlos abgewiesen wird. Er behauptet von seiner Frau, sie sei mannstoll, wenn sie nicht jede Nacht einen anderen habe, sei sie nicht zufrieden. Dabei deponierte jene vor Gericht, gerade ihr Mann sei trotz seiner Impotenz äusserst sinnlich veranlagt, sein ganzes Denken und Handeln beziehe sich auf geschlechtliche Gebiete.

In der Tat kann man diese Form der geistigen Störung mit gutem Grunde als die eigentliche „Eifersuchtskrankheit“ bezeichnen; denn es besteht wirklich nur eine einzige Störung, eine Monomanie im alten Sinne. Alles Sinnen und Trachten der Personen wird von der einzigen unablässigen Idee oder Furcht der ehelichen Untreue erfüllt. Jedes andere Interesse tritt dagegen weit in den Hintergrund, der Beruf sogar wird zur Nebensache und wird nur insoweit betrieben, als dies zur Lebensfristung unbedingt erforderlich ist. Die Idee aber erreicht hier nicht die glatte Überzeugungskraft der Wahnvorstellung, wie wir sie vorhin kurz gekennzeichnet haben. In unseren vorhin angeführten Fällen wussten die Kranken, dass der andere Gatte untreu sei — wenigstens bei den manischen und halluzinativen Formen — und noch stärker wird die Überzeugung bei den gleich zu behandelnden paranoischen Formen.

Hier indessen bleibt die Vorstellung normaler, aber sie wird nur um so gefährlicher; der Kranke empfindet nur ein ungestümes Glauben, er hat nur die gefühlsmässige Überzeugung, dass die Gattin — denn meist handelt es sich um Männer — untreu sein und untreu gewesen sein müsse. Und weil nicht auch sein Intellekt, sein Urteilsmechanismus miterkrankt ist, sucht und sucht er fort und fort nach dem sicheren Beweise. Sein Dasein ist eine einzige Kette ungeheuerlicher Beschuldigungen und phantastischer Einbildungsprodukte, ein sich nie schliessender Ring aller möglichen ausgeklügelten Überwachungskünste, des ewigen Auflauerns und Postenstehens, um endlich einmal den Ehebruch in flagranti feststellen zu können. Parallel mit den Ehebruchsphantasien und den Bewachungsimpulsen geht nun noch ein drittes,



womit die unglücklichen Frauen noch am stärksten drangsaliert werden, die ungestüme Leidenschaft, das Geständnis zu erlangen; und da das nicht so leicht zu haben ist, so werden wiederum alle Mittel der geistigen und auch körperlichen Tortur und selbst der List eronnen, um das Geständnis zu erpressen.

Das beginnt womöglich schon in der Hochzeitsnacht, wo jedes Detail scharf beobachtet wird, natürlich das Verhalten des Hymens an erster Stelle; dann kommt alsbald der Drang, geschlechtliche Erlebnisse vor der Ehe herauszubringen. Gleich darauf beginnen dann die verdächtigen „Tatsachen“, welche das Unbefriedigtbleiben der Frau und ihre Künste, jeden Mann, der in die Nähe kommt, für sich einzufangen, beweisen. Wieder ist dabei das Bezeichnende, dass schlechterdings kein misslungener Fallstrick, kein Intaktbleiben aller Sicherheitsschlösser, aller Vorsichtsmassregeln etwas beweist. Das schlaue Weib hat eben für alles einen neuen Trug, einen neuen Ausweg gefunden. Natürlich kommt der Mann unzählige Male unvermutet nach Hause, kündigt Reisen an, die er nicht macht; ein jedesmal wiederkehrender Zug ist der Verdacht gegen den Gang zum Klosett, wo der Mann nicht dabei sein kann. Hier wird Unzucht angeblich am meisten getrieben.

Die Charaktere können von Hause aus gutartig sein; die Ehen werden meist aus Neigung geschlossen. Die Personen bieten eben die besonders gefährliche Mischung von Rechthaberei, Eigensinn und Tyrannei mit gleichzeitig bestehender Ängstlichkeit, Unsicherheit und Zweifelsucht. Die Intelligenz kann eine ganz normale sein, die Personen leben nüchtern, sparsam, trinken gar nicht. Meist aber herrscht ein starker Geschlechtstrieb.

Von der normalen Eifersucht trennen diese krankhaften Fälle zwei wichtige Unterschiede, ganz abgesehen von der Sinnlosigkeit und der blinden Gewalt des Impulses und der ganzen Art und Weise. Erstlich geht auch hier der Affekt nicht aus von dem Konkurrenten und von der Wahrnehmung wirklicher oder vermeintlicher Umwerbung seitens anderer. Im Gegenteil, der Kummer der Leute ist, dass sie selbst nie etwas der Art zu sehen bekommen. Das Primäre ist auch hier unbedingt der Hang zum Misstrauen gegen die Gattin, der Zwang, an ihre Untreue zu glauben. Zweitens kann von einer Qual der Eifersucht, einer wirklichen seelischen Pein bei dem Kranken selbst nicht gesprochen werden. Er wird erfüllt und ausgefüllt von seinen Aufspürungs- und Entdeckungssorgen, sie beschäftigen ihn so sehr, dass nicht einmal ein wirklicher Zorn gegen die Frau aufkommt. Er mag sie in seiner Art sogar ganz gern haben, er holt sie zurück, wenn sie einmal mit ihrer Geduld zu Ende ist und auf und davon ging, und er kann auch einmal kurze Zeit sich

ihr zu Liebe beherrschen, ja sogar den Arzt wegen seiner Marotte zu Rate ziehen. Der Frau indessen macht er das Leben zur Hölle, sie quält er mit ausgesuchtem Raffinement, mitunter auch misshandelt er sie körperlich, um gleich darauf wieder die sanftesten Töne anzuschlagen.

Die Fälle gleichen sich im übrigen in merkwürdiger Weise, selbst die gleichen Kniffe und Ränke kehren immer wieder. Immerhin ist es gut, einen davon mit einigem Detail kennen zu lernen, um die seltsamen Abwege dieser „Toren der Eifersucht“ zu erfahren.

A. F., 33 jähriger Kaufmann, stammt aus psychopathischer Familie, lebt äusserst solide, ist fleissig, mit seinen Kollegen und mit aller Welt verträglich, nur nicht mit seiner Frau. Trinkt gar nicht. Kommt spontan zu mir, um sich helfen zu lassen und weil es die Frau verlangt. Alle Welt sage, er sei ohne Grund eifersüchtig; er könne das nicht glauben, doch wolle er auch diesen Schritt noch tun, ehe er sich scheiden lasse. Er hat die Frau, ein armes, recht hübsches, sanftes Mädchen von tadellosem Rufe vor 3—4 Jahren geheiratet; sie ist jetzt 24 Jahre alt. Sie sei häuslich, brav, bescheiden, doch müsse er sie für untreu halten. Vom ersten Momente der Ehe ab hätte sie bald mit einem Offizier gegenüber, bald mit einem seiner Freunde sich geschlechtlich eingelassen. Wenigstens habe er starke Verdachtgründe dafür; besonders auf dem Klosett habe sie lange verweilt und sich dabei mit dem Offizier verabredet. Drei oder vier Male habe er gesehen, wie letzterer vom Fenster weg gegangen sei, wenn seine Frau das Klosett aufgesucht habe.

Erst hat er dem Offizier geschrieben, ihn flehentlich gebeten, seine Frau in Ruhe zu lassen, dann ihn auf der Strasse „angeredet“. Die Folge war eine Beleidigungsklage und eine Bestrafung. Ähnlich ging es mit einem halben Dutzend anderer Fälle. Er muss von Ort zu Ort wandern, nirgends hält er sich länger als ein paar Monate, weil er stets wegen seiner Frau Krakehl bekommt. So kommt er natürlich auch in seinen Verhältnissen zurück. Die Frau habe ihn viele Dutzend Male schon betrogen. Beweis: wenn er unvermutet nach Hause kam, traf er sie mehrmals halb angekleidet oder im Umkleiden begriffen an; sie aber sei ganz verlegen gewesen. Ja er habe sogar mehrfach deutlich den Geruch des männlichen Spermas an ihren Unterkleidern dann bemerkt.

Er hat schon viele Versuche gemacht, sie direkt zu überführen, sie sei aber so schlau, dass sie immer ihm entschlüfe. So muss er jede Nacht ihre Hand in der seinigen halten, damit er merkt, wenn sie das Bett verlässt. Stundenlang hält er sich absichtlich wach oder bemüht sich, in der Nacht zu erwachen, um sie zu kontrollieren. Ihren Arm und die Türe des Schlafzimmers hat er mit Bindfäden an seine Hand befestigt; er hat ferner an der Türe Vexierschlösser angebracht, die nur er zu öffnen verstand und er hat ausserdem noch Wachsigel an dem Türverschlusse eingelassen. Den Fussboden hat er mit Asche bestreut und dann Spuren davon an ihren Füßen bemerkt. Sie habe zwar gesagt, sie habe in der Nacht den Topf benutzt und sei deshalb aufgestanden, doch glaube er das nicht. Dass die Siegel und die Schlösser stets intakt geblieben wären, sei wahr. „Gerade das“ aber mache ihn misstrauisch; die Frau wisse eben immer seine Massregeln zunichte zu machen, die Spuren zu verwischen.

Sein Hauptbeweis aber ist das *Geständnis*. Sie hat es ihm ja selbst zugegeben, also muss es doch wahr sein. Wie hat er das erreicht? Erst hat er zwei, drei Jahre lang vergeblich sie zu fangen gesucht, er hat sie dann sogar

geschlagen, als alles nichts half. Er sei ja bereit, dann alles zu verzeihen, nur müsse sie einmal eingestehen. Als sie immer und immer beim Ableugnen blieb, habe er eine List gebraucht und gesagt: du siehst ja, dass ich so keine Ruhe finde. Gib es doch einmal zu, damit ich wieder Frieden bekomme. Dann soll alles zwischen uns begraben und vergessen sein. Sie hat sich bereit erklärt, seinem Wunsche nachzugeben. Er hat gefragt: nicht wahr, der Offizier hat dir gewinkt? Er ist eines Tages auf dein Zimmer gekommen; hat dich erst geküsst, dann hat er dir unter die Röcke gegriffen, dann ist er weiter gegangen etc. etc."

Als er dies erreicht hatte, fertigte er ein lauges Schriftstück an; vier Bogen eng beschrieben mit allen seinen bisherigen Beobachtungen und natürlich vor allem dem Geständnis. Dass sie es nachher widerrief, beweise nichts mehr. Es sei gut, dass er es schwarz auf weiss besitze. Natürlich wird erst recht jeder Blick missdeutet, und die Frage, ob man ihr überhaupt noch glauben könne, nachdem sie erst ja und dann nein gesagt habe, wird echt rabulistisch benutzt, um die Frau in die Enge zu treiben.

Die Frau ist am Ende ihrer Kraft; trotz ihrer Sanftmut eckelt es sie, unaufhörlich Tag und Nacht nur von geschlechtlichen Dingen und von Details der Art zu hören, von denen sie früher keine Ahnung besass. Ich habe dem Mann ins Gewissen geredet, ihm die Albernheit jenes „Geständnisses“ vorgehalten und noch mehr die Unmoral seines Verhaltens. Er hat zwar nicht gläubig, aber geduldig zugehört, er war persönlich eher ein guter Mensch, mir gegenüber stets höflich, gefügig. Er hat ohne Widerrede wochenlang Medikamente zur Beruhigung geschluckt. Und das Ende vom Liede? Nach drei Monaten war er auch aus hiesiger Stadt verschwunden; und nach weiteren zwei Monaten werde ich vor Gericht zitiert, weil er die Scheidungsklage wegen Ehebruchs und böswilliger Verlassung eingereicht hatte. Er muss sie wohl wieder zurückgezogen haben, denn ich habe nur das eine Mal von dem Prozesse gehört. —

Der Raum fehlt uns, noch weitere Fälle der Art mitzuteilen. Nur der Unterschied zunächst gegen den Eifersucht der Mania levis sei durch ein kurzes Beispiel illustriert:

B. K., 45 jähriger Handwerker; heiratet eine hübsche stattliche 24 jährige Witve von zuverlässigem Rufe, gutem Charakter, die bisher sich durch ein Zigarrengeschäft ernährte. Er selbst war solid, stets sorgfältig auf sein Äusseres bedacht, fleissig. Gleich nach Eingehen der Ehe wird er aufgeregter, vielgeschäftig, redet viel mehr als früher, ist aber auch herrisch und reizbar geworden. In seine Frau ist er sehr verliebt, auch geschlechtlich ist er stark erregt. — Sofort beginnt jetzt die Eifersucht; rasch ist er fertig mit seinen Wahrnehmungen, er hat ein Verhältnis „entdeckt“ mit dem Hausherrn und mit zwei oder drei Kunden des Geschäfts. Dieser Patient braucht nicht weiter zu suchen, er hat die Beweise. Ihm genügt es, dass der Hausherr gerne mit der Frau spricht, dass sie einmal zulange sich in dessen Wohnung aufgehalten hat.

Der Hausherr bekommt zunächst anonyme Karten voll unflätiger Schimpfworte, dann wird er offen von ihm angeredet. Auch da folgt die Strafe wegen Beleidigung. Jetzt wird die Frau täglich in heftigen Szenen von ihm gescholten, an den Haaren geschleift, gleich darauf bittet er um Verzeihung. Das recht gut gehende Zigarrengeschäft muss aufgegeben werden; ihn selbst duldet es nicht mehr in der Fabrik. Er muss sein eigener Herr sein, d. h. die Frau bewachen können. Übrigens war das Geschäft ohnehin schwierig geworden, weil der Patient jeden jüngeren Kunden grob behandelte und wegekellte. So wird ein neues Geschäft, eine Agentur, gegründet, welche Mann und Frau gemeinsam betreiben.

Die heftige Eifersucht dauert 2—3 Jahre lang; dann wird der Patient ruhiger, versöhnt sich mit der Frau, gesteht aber nie ein, dass er sich geirrt habe. Es könne höchstens sein, dass die Frau nicht auch das Äusserste getan, also ihre geschlechtliche Ehre weggeworfen habe. In der Folge hat sich der Eifersuchts-  
wahn nicht mehr wiederholt, er blieb also geheilt. —

So kurz diese Schilderung ist, die Verschiedenheit springt in die Augen; die Ideen sind die gleichen, auch der Drang zur Bewachung ist gemeinsam. Aber unser zweiter Patient braucht nicht sein halbes Dasein als Spion und Detektiv zuzubringen; er hat gleich seine Be-  
weise, er weiss, dass Ungehörigkeiten vorkommen, und er handelt danach. Scheint er sonach auch psychisch kränker zu sein als der Patient mit seinem Misstrauensglauben, so ist in Wahrheit sein Leiden wesentlich gutartiger. Bei ihm folgt die Wahnidee nur aus seiner abnorm erregten und exaltierten Stimmung, welche eine vorübergehende Störung darstellt; dort liegt der unstillbare Drang, fortgesetzt nur an Ehebruch und nichts anderes als an Ehebruch zu denken, im ursprünglichen Charakter. Jene Störung war gut heil-  
bar, diese endet nur mit dem Leben und wenn der Patient drei (wie im Falle von Jaspers) oder beliebig viele Frauen nach-  
einander heiratet.

Es ist ein wahres Glück, dass diese letztere Form ziemlich selten auftritt<sup>1)</sup>. Freilich wird es oft nicht leicht sein, die Ab-  
grenzungslinie gegen eine exzessive normale Eifersucht und namentlich gegen die Leidenschaft der Neurastheniker und Hysterischen zu ziehen. Ich schlage dafür die Bezeichnung vor, entweder „im-  
pulsiver Eifersuchtswahn oder „originäre Eifer-  
suchtskrankheit“.

Haben wir also gesehen, dass der wirkliche Eifersuchtswahn keineswegs prognostisch ungünstig zu verlaufen braucht, ja im Gegenteile, dass die Mehrzahl dieser Fälle heilbar ist, wenn sie sich auch oft periodisch wiederholen, so kommt doch auch nicht ganz selten der Wahn (bei Abwesenheit des Alkoholismus) bei den Formen der ausgeprägten Paranoia und der Dementia para-  
noides vor, und hier ist er so gut wie stets unheilbar wie die ganze Erkrankung überhaupt.

Das klinische Gattungsmerkmal aller paranoischen Erkrankungen liegt, wie schon seit den Tagen Westphals, also seit etwa 40 Jahren feststeht, darin begründet, dass vorwiegend eine Er-  
krankung des intellektuellen Apparates statthat, welche sich in der Bildung feststehender und unheilbarer Wahnideen äussert. Sie können das einzige abnorme Symptom bleiben, das Denken

<sup>1)</sup> Mir selbst ist sie in starker Ausprägung nur 4—5 mal begegnet. Jaspers erwähnt drei Fälle.



und selbst das Fühlen — letzteres nur abgesehen von denjenigen Vorstellungskreisen, die sich mit den Wahnideen berühren — kann genau so wie früher ablaufen, alle beruflichen und sozialen Beziehungen und Funktionen konservieren sich gar nicht selten ausserordentlich gut. Und wie wenig der Paranoiker als Geisteskranker vom gewöhnlichen Schrot und Korn zu erscheinen braucht, mag man unter anderem aus der Tatsache entnehmen, dass der grosse Jean Jacques Rousseau sein halbes Leben lang an paranoischem Verfolgungswahn gelitten hat und in dieser Zeit seine unsterblichen Werke hat schaffen können.

Über die klinische Abgrenzung der einzelnen paranoischen Formen ist allerdings noch ganz und gar keine Einigung erzielt worden, und sie steht vielleicht heute in weiterer Ferne als noch vor 5—10 Jahren. Bezüglich der entscheidenden Kriterien aber — was uns bei einer Arbeit wie der gegenwärtigen allein interessiert — ist keine ernsthafte Kontroverse mehr vorhanden; und wir werden am besten wohl uns hier an eine einfache Klassifikation in der Weise halten, dass wir unterscheiden: a) eine systematische, mehr chronisch und allmählich sich entwickelnde Form, bei der Halluzinationen gröberer Art gewöhnlich fehlen, bei der die ganze geistige Persönlichkeit und die Intelligenz wohl erhalten bleiben, und wobei ein in sich zusammenhängendes, logisch gut verarbeitetes und verteidigtes Wahnsystem herausgebildet wird. Das ist die *Paranoia chronica simplex*. Sie ist offenbar keine allzu häufige psychische Erkrankung und ist als eine Abart der psychischen Entartung auf dem Boden einer originären psychischen Anlage zu betrachten.

Davon unterscheidet sich die sehr viel häufigere zweite Form, b) die chronische halluzinatorische *Paranoia*, welche im allgemeinen mit der *Dementia praecox paranoidea* Kräpelins zusammenfällt. Auch bei ihr steht der Beziehungswahn und Verfolgungswahn im Vordergrund; indessen abgesehen von dem Eingreifen der stets hier reichlichen Halluzinationen fehlt die innere Geschlossenheit der Wahnvorstellungen, die ganze geistige Persönlichkeit und auch die Intelligenz leiden mit der Zeit immer stärker Not und am Ende wird ein förmlicher Ruin der Persönlichkeit beobachtet; doch kommt auch ein Stillstand mit leichtem Defekte, aber fort dauernden Halluzinationen vor, wobei die Personen ihre Wahnideen in verblasster Form beibehalten, aber sich in der Familie und ihrem Berufe gut zu betätigen wissen. Ein Patient der Art konnte als Reichsbankbeamter weiter funktionieren, unverheiratete Mädchen mögen noch als kaufmännische Gehilfinnen und recht oft als Näherinnen sich nützlich machen und sich gut ernähren. Die heilbaren Formen haben wir vorhin (mit Kräpelin, Bleuler u. a.) unter die manisch-

depressiven Psychosen eingereiht, während sie viele andere Autoren (Ziehen, Siemerling, Werner, Thomsen, Köppen etc.) als „akute halluzinatorische Paranoia“ unverändert nach dem älteren Schema registrieren.

Soviel schien uns zur Verständigung für den Nicht-Fachmann unumgänglich zu sein. Für das psychologische Verständnis werden wir beim Ausgehen von der einfachen chronischen Paranoia die klarsten Gesichtspunkte gewinnen. Stellen wir uns zunächst einen ganz einfachen Fall der Art in nuce vor, so mag uns etwa folgender als Exempel dienen: ein 30 jähriger Kaufmann bemerkt, dass sein vis-à-vis, eine junge Dame aus angesehener Familie, sich für ihn interessiert. Er schreibt ihr achtungsvolle Briefe, in welchen er sie seiner Gegenliebe versichert. Fast gleichzeitig damit bemerkt er, dass er eine ganze Anzahl von Feinden besitzt, welche ihm sein Glück nicht gönnen. Auf der Strasse wird ihm ins Gesicht gelacht, wo er hinkommt, starren alle auf ihn hin und es beginnt ein allgemeines Gewisper über ihn. Zu Hause werden ihm wichtige Briefe entwendet, seine Sachen werden absichtlich vom Dienstmädchen ruiniert; im Geschäfte, wo er seit 6 Jahren funktioniert und gut gelitten war, schikanieren ihn die Kollegen auf die infamste Weise, so dass er sich das ernsthaft verbittet und mit einem davon in wirklichen Streit gerät. Schon wagt er, hier in kein bekanntes Café mehr zu gehen, aber selbst als er in Frankfurt eine Besorgung hat, ergibt sich, dass seine Feinde schon geschäftig waren. Im Restaurant entsteht eine allgemeine Unruhe, wie er eintritt; einige verlassen ostentativ den Raum, andere hört er sagen „das ist er“. Der Kellner will ihn nicht einmal bedienen und lässt ihn länger als alle anderen warten. Längst bemerkt er, dass auch sein Körper verändert und offenbar vergiftet wird; die Gedanken werden ihm „abgezogen“, seine Manneskraft lässt nach, andere Male wird er unnatürlich sexuell gereizt. Sieht er das betreffende Fräulein am Fenster, so kommt sogleich ihr Bruder, um sie wegzuholen; er selbst aber empfindet ein Riesseln durch den ganzen Körper, wohl durch Hypnose, die von drüben angewendet wird.

Und der Grund von allem: die Verwandten des Fräuleins wollen die Heirat nicht und haben die ganze Stadt und vor allem das Personal im Geschäft gegen ihn rebellisch gemacht. Um seine Existenz zu retten, hat er dem Fräulein geschrieben, er müsse sich wohl geirrt haben; er verzichte auf jede Annäherung. Doch hat er nicht einmal eine Antwort erhalten. So geht die Sache seit etwa 2 Jahren und wird so ungefähr sich fortentwickeln.

In ziemlich seltenen Fällen entwickelt sich nun an Stelle des eben gezeichneten typischen Bildes ein solches, bei dem sofort der

Eifersuchtswahn, bzw. der Wahn der ehelichen Untreue im Vordergrunde steht. Es scheint mir am zweckdienlichsten, den Sachverhalt zunächst durch einen der beiden Fälle von Jaspers<sup>1)</sup> zu verdeutlichen, die sehr genau mit vielem Detail beschrieben sind. Wir bringen davon nur einen stark gekürzten Auszug.

Max M., 48 jähriger Lehrer. Früher gesund, hatte aber vom 24. Jahre ab alle möglichen Streitigkeiten mit dem Pfarrer des Ortes und den Bewohnern überhaupt, intriguierte, wiegelte die Leute gegeneinander auf, erklärte sich für schlecht behandelt. Wurde daher mehrfach versetzt und bleibt dann eine Reihe von liebenswürdig und pflichttreu. Im 43. Jahre bekundet er in einer rasch erwachten starken Erregung eine heftige Eifersucht gegen seine Gattin, mit der er seit 15 Jahren verheiratet war und fünf Kinder hatte. Diese Frau war stets tüchtig, musterhaft, hatte sich vorwurfslos geführt. Ein nichtswürdiger Kerl hatte ihm damals „einen Floh ins Ohr gesetzt“, indem er dem Manne erzählte, er wisse von drei Personen, mit welchen die Frau Ehebruch getrieben habe.

Nun wird M. rasch immer aufgeregter. Zuerst bemerkt er Vergiftungsversuche der Frau; die Pfannenkuchen schmeckten dieser Tage ganz bitter und er wurde unwohl danach, ferner musste er erbrechen. In einer Mainacht 1903, wenige Tage danach, ergreift M. ein Beil, jagt die hochschwangere Frau aus dem Hause und läutet Sturm. Drei Männer vor dem Hause lauerten ihm auf, welche ihn ermorden wollten. So wendet er sich rasch brieflich an Staatsanwalt und Schulbehörden; die Frau habe schon lange ein geschlechtliches Verhältnis mit dem Bürgermeister und noch zwei Männern. An sich bemerkt er sonderbaren Auswurf, an der Bettdecke Giftspuren. Er hält jetzt nicht mehr Schule und entflieht, reicht Scheidungsklage ein.

Nun wird M. (20. Mai 1903) rasch in eine Irrenanstalt verbracht. Hier ist er ganz ruhig, besonnen, verständig, höflich gegen jedermann. Natürlich ist seine Einsperrung ins Irrenhaus nur ein Trick seiner Frau und des Bürgermeisters, damit diese ungestört ihr ehebrecherisches Verhältnis fortsetzen können. Die Scheidungsklage wird von da aus fortgesetzt betrieben, desgleichen eine Anzahl von Denunziationen beider beim Staatsanwalt. Fort und fort werden die Ereignisse jener Mainächte geschildert. Er sei ganz gesund, nur das Gift habe ihn vorübergehend nervös gemacht. Wiederholt habe ihm auch die Frau Abkochungen der giftigen Herbstzeitlose vorgesetzt.

Nun produziert M. in der Folge noch eine ganze Anzahl von Ehebrüchen der Frau, die ihr Konto belasten; im Laufe der Zeit holt er immer weitere hervor. Schon 1902/3 seien Vergiftungsversuche gemacht worden, 1894 sogar habe er schon einmal einen gewissen Schmidt im Bette bei seiner Frau gefunden, als er nach Hause kam; leider entwischte ihm jener. Im Jahre 1895 hat sie ein ganzes Kollegium eines von ihm dirigierten Sängerkhors zu sich in die Küche rufen lassen; mit allen habe sie sich eingelassen der Reihe nach. Später hat sie einen vor der Küche arbeitenden Tüncher zu sich gelockt, das Gespräch zwischen beiden habe er belauscht; im Klosett hat sie einen Nachbar öfters in der Winternacht empfangen. Dann kam die Geschichte mit dem Bürgermeister, die noch fort dauert. Seine Frau, das satanische Weib, habe stets alles abgeleugnet. Sie sei herrisch, verwöhnt und launenhaft gewesen; teils um Aufsehen zu vermeiden, teils weil sie durch Schimpfen ihm zusetzte, habe er die scheusslichen Dinge dulden müssen, ja er habe schliesslich der Frau noch gute Worte geben müssen.

<sup>1)</sup> Jaspers, Eifersuchtswahn. Zeitschr. für die gesamte Neurologie und Psychiatrie. Bd. I. 1910.

Ein Versuch der Gattin, den M. nach mehreren Monaten nach Hause zu nehmen, scheiterte auf der Stelle; die Frau musste alsbald aus dem Hause fliehen. Der Kranke blieb dann jahrelang in der Anstalt, immer sich gleich, geordnet, unterrichtet, aber absolut unkorrigierbar in seinem Wahne, obwohl „seltenerweise“ es ihm nicht gelingen wollte, Behörden, Ärzte und überhaupt andere von dem „wahren“ Sachverhalte zu überzeugen.

Nach drei Jahren wurde er entlassen, lebte für sich, die Familie erhielt seine Pension, er selbst erwarb sich einen guten Lebensunterhalt durch Privatstunden. Sein Auftreten war natürlich und unauffällig. Die Intelligenz ungemindert, seine ganze Art und Persönlichkeit hatte nach keiner Richtung eine Einbusse erlitten. Von seinen Ideen hat er aber kein Jota aufgegeben. —

Wir haben damit das Wesentliche des Prozesses: ein von jeher psychopathisch angelegter Lehrer, der schon mancherlei Benachteiligungsideen grundloser Art von früh auf an den Tag gelegt hat, bekommt im 43. Jahre eine Erregung, bei der, veranlasst durch eine boshafte üble Nachrede, sofort der Wahn ehelicher Untreue verbunden mit Vergiftungswahn und abnormen körperlichen Sensationen losbricht. Erst wenige Personen, dann fast alle, mit welchen die Frau einmal Beziehungen gehabt hat, werden ohne die leiseste tatsächliche Grundlage des Ehebruchs mit seiner Frau bezichtigt. Dabei spielen offenbar momentane Phantasiebilder, die sofort mit Wahrem vermischt und kombiniert werden, eine Hauptrolle. Eigentliche Halluzinationen kommen nicht vor. Stets aber ist alles sofort unumstösslich wahr. Sonst bleibt der gebildete und unterrichtete Mann geistig unverändert.

Der Charakter der Störung ist klar. Der Urteilsmechanismus ist radikal verändert gegen die Norm. Alles, was sich der Patient lebhaft vorstellt und kombiniert, ist damit eo ipso auch wahr, steht subjektiv fest. Das gilt aber nur für das Gebiet des Wahnes; in allem übrigen arbeitet die Intelligenz wie früher. Die Wahnurteile erfolgen somit nur da und dann, wenn eine starke affektive psychische Erregung zugleich sich geltend macht. Man hat daher öfters gemeint, der starke Affekt sei an sich schon die psychologische Ursache, welche das Wahnurteil im Subjekt erzwingt. Jeder Mensch glaube ja das, was er mit lebhaftem Gefühl so haben wolle; die Mutter wird sicher sein, dass ihr Sohn bei einem Streite Recht habe; ein Erfinder meine, seine Arbeit sei die beste, selbst wenn alle anderen widersprechen.

Dass diese Erklärung jedoch noch nicht genügen kann, darüber belehrt uns am besten das unvergleichliche Beispiel, welches uns der überwertige Eifersuchtsglaube erst wenige Blätter vorher geliefert hat. Diese Personen sind ja in heftigem Affekte und dennoch rennen sie ihr ganzes Leben lang hinter dem „Beweise“ her, ohne ihn zu erreichen. Sie erreichen also auch nicht das vollendete Wahnurteil des Paranoikers, auch nicht einmal dasjenige des Manischen.



Von daher schreibt sich doch ihre ungeheuerere Unruhe. Alles, was hier im Intellekte sich durchsetzt, ist der leidenschaftliche Glaube. Glauben ist aber noch kein Wissen; so ist es auch in der Religion. Der Ekstatiker kann zum ruhigen Wissen vordringen, sonstige Sterbliche mit normalem Denkmeechanismus gelangen nur zum mehr oder weniger innigen Glauben. Der normale Mensch weiss nur, was er mit Sinnen wahrgenommen hat; alles andere ist ihm nur erschlossen. So geht es auch dem impulsiv Eifersüchtigen; unser Patient z. B. belog sich nur selbst, wenn er vorgab, das „Geständnis“ habe ihm Sicherheit verliehen. Er hörte darum keinen Moment auf, nach wirklichen Beweisen zu suchen. Ein Paranoiker aber wird auch keinen Moment wankend durch die Tatsache, dass er auf der ganzen Welt keinen Menschen findet, der ihm auch nur ein klein wenig beistimmt.

Worauf in letzter Instanz der veränderte Urteilsmechanismus beim echten Wahne beruht, darüber haben andere Autoren und ich selbst schon vielfach psychologische Erklärungen geliefert. Ich meinerseits nahm an, dass die Steigerung der Intensität der Vorstellungen das Entscheidende sei, ganz ebenso wie sie auch in der Ekstase wirksam ist. Andere haben eine Verstärkung des Affektes (wie ich oben sagte, meines Erachtens mit Unrecht!) als das Wesentliche angesehen (Specht, Bleuler etc.); wieder andere haben eine gesteigerte oder verminderte Apperzeption (z. B. Berze) als Ursache vermutet, Hitzig hat die Abnahme des Intellektes angeschuldigt, was sicher irrtümlich ist. Wernicke stellt die Lehre auf, dass die Wahnideen völlig abgetrennt seien vom übrigen Denkinhalte, es habe eine Sejunktion stattgefunden. Das Problem ist eines der interessantesten in der Psychopathologie; gleichwohl dürfen wir es an diesem Orte nicht weiter verfolgen.

Nur das sei nochmals gesagt: die subjektive feste Überzeugung wird hier in der Regel gleich im Momente erreicht, wo die Idee auftaucht. Viele Patienten sagen, sie hätten das Gefühl, als müssten sie das annehmen, selbst wenn ihre eigene Vernunft sich dagegen sträubt. Ein Patient sieht einen Herrn ausspeien; sofort wird ihm „eingegeben“, das tut er, um dich zu ärgern. Er geht in jeden Neubau hinein; es wird ihm eingegeben, damit schaffst du deinem Chef einen Nutzen; das Haus wird von ihm gekauft usf.

Über die halluzinatorische Paranoia werden uns nun wenige Andeutungen genügen. Indessen möge man die Tatsache festhalten, dass sie erheblich häufiger ist als die einfache systematische Form und dass ferner bei ihr der Ehebruchs- und Eifersuchtswahn auch prozentual wesentlich öfter beobachtet wird als bei jener. Die Ideen haben sonst ganz den gleichen Inhalt und Typus, nur sekundieren

jeweils ihnen Halluzinationen aller Art, meist Stimmen, aber auch halluzinierte Gemeingefühle, speziell vielfach in den Genitalien.

Eine 40 jährige Frau z. B., von jeher ein abnormer Charakter, erblich stark belastet, war kastriert worden wegen schwerer Entartung der Ovarien. Als bald begann der Wahn, ihr Mann könne sie nicht mehr leiden, weil sie keine Kinder gebären könne. Daher ist sie immer gekränkt über jenen, und sie klagt ihn an, dass er durch gewisse Speisen ihre Genitalien reize, in welchen eben jene abnormen Sensationen vorkommen. Sie hat die sonderbare Fähigkeit in allem, was man zu ihr spricht, etwas ganz anderes herauszuhören als was man sagt, nämlich das, was ihr im Kopfe steckt. So soll ich gesagt haben, jedesmal, wenn sie über Leibschmerzen klagte, das seien Geburtswehen und sie meint, sie habe schon oft seither kleine Kinder geboren (fluor albus-membranen oder auch Stücke der Enteritis membranacea), die jedesmal böswillig vom Manne beseitigt wurden. Dieser gebrauche Tag für Tag die abscheulichsten Schimpfwörter gegen sie (z. B. Hure, Aas), ebenso tun dies alle Dienstmädchen im Hause. Durch die heftigsten Anklagen und Weinszenen entsteht tatsächlich oft ehelicher Unfriede. Dann soll ich selbst gesagt haben: hüten Sie sich vor Ihrem Manne, er will Sie aus dem Wege räumen.

Nach 3—4 Jahren kommen massenhaft Halluzinationen zutage; ihr Mann wolle leidenschaftlich ein Kind bekommen. Er hat jetzt ein Dutzend Verhältnisse angeknüpft, vor allem mit den Ladenmädchen in der Nähe. Sie selbst berühre er ja gar nicht mehr (der Mann war selbst kränklich und nicht mehr jung). Von ihm hört sie alle erdenklichen Schimpfwörter; die Passanten auf der Strasse, ihre Kunden im Geschäfte erzählen fort und fort von seinen unsauberen Liebschaften („passen sie auf, eben ist Ihr Mann bei Fr. N.“, „so eine dumme Frau, die gar nichts merkt“, „wissen Sie nicht, dass der Mann schon drei uneheliche Kinder hat“. „Sie führe ich noch dreimal an der Nase herum“ etc.). Die Szenen werden immer schlimmer, die Frau schliesst sich ein, spürt Vergiftungen aller Art. Der Mann scheint auch in seiner Fassungslosigkeit mehrfach wirklich zugeschlagen zu haben. Die Geschichte mit den unehelichen Kindern steht übrigens bei der Patientin bombenfest. Schliesslich verlässt sie den Mann und reicht tatsächlich Scheidungsklage ein. Sonst war sie zwar geistig etwas beschränkt, blieb aber stets geordnet, dachte und sprach vollkommen wie früher und liess keinen geistigen Rückgang erkennen.

Hier also stand die Idee der ehelichen Lieblosigkeit und dann der Untreue konsequent viele Jahre im Vordergrunde, veranlasst bei der psychopathischen Frau offenbar durch das Unglück der Kastration, das sie schwer bedrückte und erregte. Andere Male wird das ganze Wesen der Person viel stärker mitgenommen; eine andere Frau be-

ginnt z. B. im Klimakterium auf einmal zu merken, dass die Monatsfrau sie betrügt, sie ausspioniert, überall Schlechtes von ihr sagt. Bald folgen die Hausbewohner, welche auf sie hinter ihrer Glastüre schimpfen, worauf sie laut erwidert. Da der Mann dagegen sich auflehnte, kommt er an die Reihe; er hurt mit aller Welt herum. Kein Dienstmädchen wird mehr geduldet. Nun wird nach 1—2 Jahren die Frau ganz verändert; sie geht in Monaten nicht mehr aus dem Hause, sie kocht zwar und besorgt das Haus; aber die Nächte irrt sie in den Zimmern herum und schimpft laut. Die Schlafzimmer der Gatten werden getrennt. Bald ist nur noch das Allernotwendigste mit der Frau zu reden; sie interessiert sich für nichts mehr, will von nichts wissen. Alle Welt ist ihr Feind, der Mann ist ein Pascha geworden, der täglich andere Liebschaften hat; für ihn hat die Frau nur Schimpfreden: „lass mich in Ruh, du schlechter Kerl“. Ab und zu überfällt sie ein Mädchen im Hause und will sie prügeln. In Anstalten war sie mehrfach ohne Nutzen. Dabei bleibt sie gut orientiert; wenn ich sie alle Jahre einmal besuchte, hielt sie mit Überwindung die Umgangsformen ein, wusste ganz gute Rechenschaft abzulegen, soweit sie wollte, der Haushalt wurde leidlich gut versehen. Jede Art von ehelicher Gemeinschaft, auch im geistigen Sinne, war aber vorbei; selbst gegenüber den heranwachsenden Kindern war ihr Interesse für Schule und für ihre intellektuellen Beziehungen erloschen. Darüber sind nun 6—7 Jahre verflossen, ohne dass sich etwas Nennenswertes inzwischen geändert hat.

Das ist ein Typus der schwereren Form, der Dementia paranoides. Die Wahnideen stehen auch hier gleich fest; aber es fehlt ein logisches Band und System darin. Die geistigen Interessen nehmen überhaupt bedenklich ab, ohne dass gerade wirkliche Defekte zu konstatieren sind. Jedenfalls sind solche Personen für das soziale Zusammenleben als Ruinen zu betrachten.

Die Diagnose ist bei den übertreibenden und oft grotesken Formen der Eifersucht durchschnittlich auch für den Laien leicht: die Krankhaftigkeit steht den Ideen an der Stirne geschrieben und dass Sinnestäuschungen stets psychopathisch sind, sowie sie reichlich auftreten, das weiss jedermann, nur nicht der Kranke, der sie unweigerlich als real ansieht. Die Richtung der abnormen Ideen auf die Eifersucht war im übrigen in allen pathologischen Formen seither etwas mehr Zufälliges, mit einer einzigen Ausnahme. Krankhaftes Misstrauen ist überhaupt, so erkannten wir, eine der typischen Erscheinungen besonders zu Beginn einer geistigen Erkrankung; mag nun jenes primär hervorgerufen werden durch eine abnorme Verstimmung in Gestalt der unruhigen reizbaren Exaltation oder auch der Depression oder mag es hervorgehen aus einer psychischen

Vulnerabilität, verbunden mit der Tendenz zu Beziehungswahn und zu Wahnurteilen überhaupt. Dann mag da und dort das misstrauische Gefühl in erster Linie seine Quelle finden in einer dem Kranken sonst nahestehenden Person, speziell dem Gatten. Nicht selten sehen wir dafür besondere Anlässe wirksam werden, z. B. einmal die leichtsinnige Verdächtigung der Ehefrau von anderer Seite, ein andermal war der Patientin das Missgeschick zugestossen, dass sie durch eine gynäkologische Operation die Eierstöcke verlor und unfruchtbar wurde. Daraus erwuchs die Hinwendung ihrer Wahnideen auf das eheliche Zusammenleben. Ein drittes Mal ist es (in einem vorhin nicht zitierten Falle) geschehen, dass durch einen Irrtum des Briefboten das Schreiben einer Mätresse an den Ehemann gelangte und dass ausserdem ein uneheliches Kind im gleichen Hause von einer anderen Familie aufgenommen wurde. Erst dadurch wurde die Ehefrau misstrauisch gemacht, und da sie ohnehin im Klimakterium stand und da sich bei ihr eine halluzinatorische Paranoia in den ersten Anfängen schon regte, so hatten ihre Ideen die spezifische Richtung auf die Eifersucht damit empfangen, welche von jetzt ab herrschend blieb und nicht mehr verschwand.

Anders aber stand es mit jener eigenartigen Erkrankung, welche wir als die *originäre Eifersuchtskrankheit* bezeichnet haben; hier war dieser Impuls und Affekt in der ganzen Geistesanlage der Personen von Hause aus begründet und er äussert sich, sowie und solange ein eheliches Verhältnis existiert, als unstillbarer überaus mächtiger Trieb, Handlungen der Untreue und des Ehebruchs sich vorzustellen und unablässig auf die — nie zu erlangende — sichere Feststellung solcher alles Sinnen und Trachten zu lenken.

Wieder eine andere, dritte Kategorie der krankhaften Eifersucht treffen wir im Bereiche der alkoholistischen Entartung, bei Trinkern an. Und diese Form ist, wie wir schon wissen, praktisch die weitaus wichtigste, einmal deshalb, weil sie die ohne Vergleich häufigste unter allen ist, und dann auch, weil entsprechend der ganzen geistigen Verfassung der Trinker hier eine besonders heftige Tendenz vorhanden ist, in Rücksicht auf den Wahn die bedauernswerten Frauen schwer zu misshandeln und am Leben zu bedrohen. Endlich drittens läuft diese Ideenreihe parallel mit dem Walten ihrer Veranlassung, der Trunksucht, und ist daher für gewöhnlich als unheilbar zu betrachten.

Diese Art des ehelichen Misstrauens kann nun im Zusammenhange mit den mancherlei Psychosen der Trinker auftreten vom Delirium tremens bis zur sogen. alkoholistischen Pseudoparalyse oder Demenz. Viel ausgedehnter aber ist ihr Vorkommen als kontinuierliches, habituelles Symptom, welches der geistigen Veränderung an



sich eigentümlich ist, die der Alkoholmissbrauch im Gehirn und in der Psyche des Trinkers nach einiger Zeit regelmässig ins Dasein ruft. Von ihr allein soll jetzt noch mit einigen Worten geredet werden.

Der Alkohol bedingt neben den bekannten vielfachen körperlichen Störungen eine geistige Degeneration, welche in gleichem Masse die intellektuellen Kräfte herabmindert und den Charakter verschlechtert. Letzterer wird grob egoistisch, gefühllos gegen alle Welt, speziell gegen die Familie; die Personen werden brutal und explosiv, alle Hemmungen der Moral, der Liebe, der Vernunft schwinden dahin. Krafft-Ebing charakterisiert treffend dieses Verhalten folgendermassen: zuerst schwinden die Begriffe von Ehre, Sitte und Anstand, die Trinker werden zynisch und hartherzig (Inhumanitas ebriosa); dazu gesellt sich zweitens eine zunehmende Reizbarkeit, eine sich leicht zu Wutanfällen steigernde Zornmütigkeit (Ferocitas ebriosa). Drittens stellen sich oft, besonders morgens, Verstimmungen und Missmut bis zum Lebensüberdruß ein (Morositas ebriosa); und viertens kennzeichnet den Trinker seine Willensschwäche, so dass er in der Erfüllung aller Pflichten gegen Familie und Beruf immer schlaffer wird. Die intellektuellen Kräfte nehmen im gleichen Masse ab, das Gedächtnis versagt, der Scharfsinn wird stumpf. Nach vielen Jahren kann förmlicher Blödsinn resultieren.

Als letzte typische Eigenschaft nun begegnet uns der Hang zum ehelichen Misstrauen. „Er zieht sich wie ein roter Faden durch den psychischen Degenerationsprozess hindurch“ und tritt oft schon ganz früh in die Erscheinung. Es liegt sicherlich nahe, den Anlass dazu in der ganzen Lebenslage des Trinkers zu suchen, lebt und webt er doch selbst in der dumpfen unmoralischen Atmosphäre der Kneipe mit ihren willfährigen Kellnerinnen und den zotenreichen aufs Sexuelle gerichteten Reden und Scherzen; neigt er doch selbst dazu, Bordelle aufzusuchen, und ist ihm doch die ganze Familie zur Last geworden, jedes Kind ein Vorwurf für seine Verschwendungssucht, eine neue Schwangerschaft ein Greuel. Nicht selten scheint es auch, als ob die Vorwürfe gegen die Frau mehr den Zweck haben, diese herabzusetzen und zu kränken.

Diese Momente können indessen doch nicht das Wesentliche in der Sache sein. Denn der gleiche Affekt findet sich, freilich in gelinderen Graden, bei noch ganz gutartigen und moralisch einwandfreien Trinkern. Für die gewöhnlichen Kategorien bei den sittlich herabgekommenen Potatoren — und auch bei Trinkerinnen in ganz analoger Weise — gilt in der Tat in merkwürdiger Übereinstimmung all das, was wir weiter oben bezüglich der psychologischen Grundlage des Misstrauens überhaupt darzulegen gehabt haben.

Wieder liegt hier jene gefährliche Kombination vor des Gefühls der Unsicherheit mit demjenigen eines roh despotischen und streitsüchtigen Charakters. Es ist sicherlich kein Wunder, dass der Trinker sich seiner Frau gegenüber unsicher fühlt: er schämt sich schliesslich selbst seines Lasters und seiner gemeinen Selbstsucht. Die Frau ihrerseits überhäuft in der Regel den Mann, der durchschnittlich die Hälfte bis drei Viertel seines ganzen Verdienstes in Alkohol umsetzt, mit ihren Vorwürfen, und jener wieder antwortet doppelt erbost und wütend, weil er zugleich sein eigenes Gewissen über-tönen will.

Auch davon abgesehen brutalisiert und terrorisiert der Alkoholiker für gewöhnlich seine ganze Familie. Entsprechend seinem eigenen lüstern und ordinär gewordenen Charakter denkt er von anderen nur das Schlechteste und ferner traut er speziell der Frau böse sexuelle Instinkte auch deshalb gerne zu, weil er damit in Gedanken Rache und Vergeltung an ihren Vorwürfen übt. „Sie ist ja noch schlechter als du selbst“, denkt er und entschuldigt sich damit vor sich selbst, rechtfertigt seine wüsten Misshandlungen etc.

Und das ist es nicht allein. Mit seltener Einstimmigkeit hört man von den Trinkerfrauen und von gutartig gebliebenen Trinkern ihrerseits darüber klagen, dass sie allnächtlich im Alkoholdusel von der abgearbeiteten, überdies von Ekel gegen den Betrunkenen erfüllten Frau die Gewährung des ehelichen Rechtes verlangen, während diese Pflicht teils infolge des Rauschzustandes, teils durch die zunehmende Schwäche der Potenz selbst zu einer recht peinlichen und körperlich erschöpfenden Aufgabe wird. So wird oft die Kohabitation durch rohe Gewalt erzwungen. Der Mann erlangt keine rechte Stillung des Triebes, wird gereizt und bleibt innerlich zornig. Jetzt beginnt er, andere gesunde Männer neidvoll mit sich selbst zu vergleichen; und so kommt früher oder später der Moment, wo er glaubt und behauptet, die seiner überdrüssige Frau wolle darum nicht mehr mit ihm ehelich verkehren, weil sie es bei anderen schöner und besser gefunden habe.

Damit aber hört in diesen rohen eigensüchtigen Naturen das letzte Band auf zu wirken, das ihn bisher gemächlich an die Gattin gefesselt hatte. Um so mehr arbeitet in ihm Zorn, Empörung und Rachegefühl. Hat endlich die Frau, der Qualen satt, den Mann verlassen, der sie nicht mehr ernährt, der sie täglich schlägt und beschimpft, vor welchem sie und die Kinder nur Schrecken und Furcht empfinden, dann wird in einem nur zu grossen Teile der Fälle ihr Leben ernstlich bedroht. Durch Dolch und Revolver soll die Scheidung vergolten werden. Gewiss passiert dies äusserste sehr viel seltener, als man gewöhnlich sich vorstellt, weil jeder Fall der Art „in die

Zeitung kommt“, während die zahllosen Scheidungen und Verlassungen unbekannt bleiben. Ich selbst glaube, dass meinen persönlichen Erfahrungen zufolge wirkliche Gewalttaten aus Rache und Eifersucht von Trinkern doch höchstens in 5 Prozent der Fälle ausgeführt werden, während sie wohl in der Hälfte aller angedroht werden. Doch auch eine solche Zahl ist noch entsetzlich gross.

Im übrigen was die Art der Eifersuchtsideen anbelangt, so entfernt sich diese hier auffallend wenig von der Logik der Norm. Wahnvorstellungen echter Art werden, so lange es nicht zur wahren Alkoholpsychose kommt, kaum gebildet; der Trinker äussert eigentlich nur einen starken Verdacht auf Grund der gewöhnlichen Anhaltspunkte, dass die Frau zu lange ausbleibe, sich nachts einschliesse, mit anderen Männern liebenswürdig sei, ihn aber von sich stosse u. dgl. Ebenso werden Halluzinationen, Vergiftungswahn nicht sehr oft beobachtet: und auch besonderer Drang, die Frau zu überwachen, ihr nachzulaufen, „liegt“ dem Trinker nicht. Dafür ist er schon zu bequem und willensschwach geworden. Seine Eifersucht macht sich in unflätigen Schimpfworten und in brutalem Zuschlagen Luft; hell flammt sie nur auf, wenn er eine nicht-eheliche Liebschaft mit einer jungen hübschen Person unterhält. Da mag sich der glücklichere Nebenbuhler vor ihm fürchten, und hier an Ort und Stelle kam beispielsweise eine scheussliche Rachehandlung vor einigen Jahren aus solchem Grunde vor: ein Mann überfiel ein Dienstmädchen eines Morgens und ermordete es mit kaltem Blut, weil es seine Geliebte ihm abspenstig gemacht hatte durch die Nachricht, dass er selbst schon verheiratet sei. Er ist übrigens trotz seiner Schlaueit bei Ausübung jener Tat ermittelt und sodann hingerichtet worden.

Anders als beim gewöhnlichen Trinker gestaltet sich die abnorme Eifersucht häufig, wenn es sich um schon ältere Personen handelt. Der senile Schwachsinn, der dann hinzutritt, neigt in starkem Masse ohnehin zum Misstrauen. Ideen der Vergiftung fehlen hier selten, die Vorwürfe werden noch gröber und ungeheuerlicher und der senil Schwachsinnige ist bald von allem fest überzeugt. Halluzinationen aller Art sind gleichfalls häufig mit vorhanden und bilden bald den Grundstock von „Tatsachen“, an welche sich diese älter gewordenen Trinkler halten und die sie in Zukunft aufbewahren in ihrem Gedächtnisse, auch wenn der unselige Hang zur Trunksucht mit dem Alter nachlässt.

Nebenbei sei zum Schlusse noch angeführt, dass der Schwachsinn der Greise im allgemeinen, auch wo, wie in der Regel, kein Alkoholmissbrauch im Spiele war, in ausserordentlicher Häufigkeit zu sexuellen Abnormitäten neigt. Einerseits erwacht eine Laszivität

und sexueller Trieb wieder bei den Personen, andererseits sehen sie überall, besonders nachts, in ihrer Umgebung, die offene Unzucht. Sie glauben in ihren gewöhnlichen nächtlichen Delirien in einem Bordelle zu sein; junge Frauen, besonders auch mitunter die eigenen Töchter, werden von Vorwürfen verfolgt, dass sie geschlechtliche Unmoral treiben. Ein älterer Patient der Art z. B. entwickelte eine eigentümliche Eifersucht gegen einen im Hause einlogierten Neffen. Er habe ein Verhältnis mit seiner Tochter, obwohl diese an einem schweren Basedow-Leiden erkrankt, körperlich entstellt und früh gealtert war, und er ruhte nicht, bis er jenen Neffen aus dem Hause getrieben hatte. Auf diese Mannesthat war er dann sehr stolz hinterher.

Schlussübersicht. Am Abschlusse eines langen Weges, den wir bis jetzt zurückgelegt haben, verlohnt es sich, nochmals in Kürze sich Rechenschaft abzulegen von den wichtigsten Ergebnissen, welche sich uns dargeboten hatten. Und wenn wir hier zum ersten Male systematisch die psychologischen Grundlagen geprüft und zergliedert haben, aus welchen ein Affekt von solch ausserordentlicher Verbreitung und von solch starker Gemeinschaftlichkeit hervorgeht, wie das bei der Eifersucht der Fall ist, so hoffe ich, dass dieses Unternehmen doch nicht ohne Früchte von praktischem wie theoretischem Werte geblieben ist. Die Eifersucht gilt wohl ziemlich allgemein als ein entschieden eigenartiges Gefühl, das sich mit Vorliebe zur heissen und verzehrenden Leidenschaft ganz von sich aus fortentwickelt. Diese Anschauung ist sicherlich entnommen aus ihrem Auftreten im Gebiete des Liebeslebens. Praktisch ungleich wichtiger ist nun das Wirken des Affektes auf allen übrigen Feldern menschlicher Betätigung, in Amt, Beruf, in Familie und Kunst, in Wissenschaft und im öffentlichen Leben, wo wir jenes kurz mit dem Namen der Strebe-eifersucht zusammengefasst haben (im Gegensatz zur erotischen Eifersucht).

Wenn wir nun nachsehen, welche psychischen Vorgänge dabei wir als eifersüchtig zu bezeichnen pflegen, so finden wir zunächst bei beiden Kategorien gar keine einfachen Gefühle und Affekte, sondern vielmehr mehr oder minder grosse Komplexe. Das Element oder der Vorgang, der jedesmal sich vorfindet und der in der Tat auch als das Wesentliche in der Eifersucht uns erscheinen wird, ist ein doppeltes: ein Gefühl unruhiger Erregung beim Anblicke eines Konkurrenten und ein Impuls, diesen zu verdrängen. Forscht man aber weiter, so ermittelt man, dass eben diese Gefühle hervorgehen



aus einer psychischen Erscheinung von allgemeiner Art und von ursprünglich sicherlich nicht starker Affektbetonung: sowie wir eine Betätigung mitansehen, für welche wir durch starke Lustgefühle und stetige eigene Übung in Bereitschaft stehen, so macht sich in uns ein „Mitschwingen“ von Aktionsimpulsen geltend. Wir möchten daher an der Stelle des anderen stehen, der nun tätig ist, wir wünschen infolgedessen, ihn zu verdrängen.

Zur Eifersucht im praktischen Sinne aber wächst ein solches Gefühl erst dann heran, wenn weitere unterstützende Momente und Empfindungen hinzutreten. Am wichtigsten ist es dabei, wenn der andere von Amt und Beruf aus sich gleich wie wir betätigt und wenn er mit starkem oder noch uns überragendem Erfolge auftritt. Dann kommt über uns die Furcht, er werde uns Schaden zufügen, die verletzte Eigenliebe erweckt ferner in uns den Neid und Missvergnügen, recht oft greift jener direkt unsere Interessen an — ein Kaufmann macht z. B. dem anderen Kunden abspenstig —, wir müssen uns aus Selbsterhaltungstrieb verteidigen.

Ganz ähnlich steht es bei der Liebeseifersucht: sieht der Liebhaber, dass ein anderer die Gunst der geliebten Person zu erwerben sucht, so wird dies jenen erregen und er wird wünschen, den Konkurrenten zu beseitigen. Ernsthaft wird aber sein Gefühl doch erst dann, wenn er Grund zu haben glaubt zur Furcht, namentlich wenn sein Vertrauen zur Geliebten unsicher geworden ist.

Diese fernerer Kategorien von Gefühlen, welche im Verhältnis zum Konkurrenten wach werden, haben nun reale Grundlagen, Interessen wichtiger Art, Verletzung unserer Eigenliebe kommen in Frage. Woher rührt es dann, dass gerade jenes mitschwingende Aktionsgefühl so sehr in den Vordergrund gestellt wird, dass von dem Auftreten des „Eifers“ dabei die ganze Erregung schon ihren Namen als Eifersucht erhält?

Eben da hat uns die psychologische Betrachtung merkwürdige Aufschlüsse geliefert. Mag das Moment des erregten „Eifers“ zunächst auch nur als ein Nebengefühl in dem ganzen Komplex von Vorstellungen und Empfindungen sich geltend machen, so drängt es sich doch mehr und mehr in den Vordergrund und es bedingt direkt die Hartnäckigkeit und Erbitterung in so vielen Konkurrenzkämpfen.

Der Interessenstreit, der Neid, das Misstrauen etc. geben gewiss die Grundlage und den Inhalt ab für die ganze Erregung; aber sie führen zur Tat, zu Entschliessungen nur auf dem Wege der Reflexion. Der eifernde Verdrängungsimpuls hingegen bringt das aktive Ferment hinein, er treibt zum Handeln, und er wirkt ferner allein unter allen mit der Gewalt des unmittelbaren,

sinnlichen Erlebnisses. Er liefert also sozusagen fertig bereitliegende Aktionsimpulse, und wie wichtig das ist, das sehen wir beispielsweise bei jeder systematischen Kraftleistung, die wie von selbst sich zum Sport und Wettkampf fortentwickelt.

Das ist also das erste Moment. Dieses eifernde Streben aber erweist sich zweitens als ungemein steigerungsfähig. Das liegt an sich schon in der Natur der Betätigungstriebe, es ist das ja der Sinn des Wortes „Eifer“. Aber es liegt doch noch mehr in der Art der gegebenen Situationen. Die einmal rege Kampfesstimmung muss auch den anderen zur Gegenwehr reizen, sie trifft ihn an seiner empfindlichsten Stelle, an seiner erfolgreichen Arbeit; ja sie weckt wohl auch umgekehrt in ihm die Eifersucht. Der Kampf aber entfacht ein Feuer, das sich selbst schürt; der Streit wird immer heftiger und damit treten fernere überaus starke Gefühlswerte in ihn ein. Ehre, Ansehen und Geltung stehen auf dem Spiele, persönliche scharfe Gegensätze bilden sich aus. Das ist ein gefährliches Stadium; solche Gefühle graben sich tief ein und schwinden nicht leicht mehr in alle Zukunft.

Und dazu drittens! Der Eifersucht fehlt es an sich schon wie an einem bestimmten Inhalte, so auch an einer Neigung zum Abschlusse, zur Verständigung. Alle Tage werden Streitobjekte aus der Welt geschafft; Furcht und Neid können dann schweigen. Die Eifersucht aber dauert an, solange als ein Wettbewerb, eine Konkurrenz zu erblicken ist, und das hört doch in unserem sozialen Getriebe nie auf.

Auf diese Weise somit erklärt sich die dämonische Gewalt der Eifersucht; aber sie besitzt solche Kräfte ganz und gar nicht von vornherein. Sie wirkt vielmehr nur als auslösender Reiz, der den erregenden Affekt in die ganze gespannte Situation hineinträgt. Sie selbst wird zur psychischen Macht, erst wenn man sie stetig und systematisch hegt und emporzüchtet.

Es ist klar, welche praktische Bedeutsamkeit in diesen psychologischen Verhältnissen liegt, und das um so mehr, wenn man bedenkt, wie gewaltig trotz alledem das Macht- und Geltungsgebiet der Eifersucht geworden ist auf den verschiedensten Feldern menschlicher Betätigung: im Kreise der Familie, in allen technischen und Verwaltungsbetrieben, in Kunst und Wissenschaft, vor allem aber weit hin im öffentlichen Leben, wo die Eifersucht als Massen-erregung um sich greift.

Wir haben ja gelernt, dass — abgesehen natürlich von dem Affekte im krankhaften Seelenleben, der ein Kapitel für sich darstellt — die Eifersucht ganz und gar keine notwendig aus der

menschlichen Natur erfließende Leidenschaft<sup>1)</sup>. ist. Ganz wie man ihren Widerpart, das Mitleid, hegen und pflegen konnte im Laufe unserer Kultur, so kann man umgekehrt dem gemeinschädlichen Affekte den Boden unter den Füßen entziehen. Dafür aber ergeben sich zwei Heilmittel ohne weiteres; da die Konkurrenz im menschlichen Tun und Treiben nun einmal alles durchdringt, so muss man streben, die realen Interessengegensätze zu verkleinern und zu versöhnen, damit sich die Eifersucht nicht dareinmischet. Durch Gesetzgebung und soziale Hilfe einerseits geschieht hier die Wegräumung der Schäden, durch Pflege der gemeinsamen Assoziationen rücken sich die Konkurrenten näher.

Das zweite ebenso wichtige Mittel aber erlangen wir aus der Selbsterkenntnis, aus dem Studium der Entwicklung und der Gefahren der Eifersucht. Die Pädagogik und die soziale Ethik müssen sich mit diesem Probleme systematisch beschäftigen. Man muss weiter wissen, dass beim Grossziehen des Ehrgeizes und des Gefühls für nationale Grösse auch die Impulse der Eifersucht mit in Aktion treten. Vor allem muss man alle Arten von Massenerregung im Zaume zu halten suchen, und man muss stets bedenken, wie gross die Gefahren sind, welche durch das Einrücken der Tagespresse und der Masse des Volkes in die Erörterung und Behandlung öffentlicher und nationaler Konkurrenzfragen geschaffen worden sind.

Hier sind wir meines Erachtens schon auf dem Punkte angelangt, wo wir nach Heilmitteln gegen die nationale Eifersucht suchen müssen. Und wenn durch unsere Untersuchung da und dort dieses Bewusstsein geweckt, zum Nachdenken darüber angeregt worden ist, so würden wir das allein schon als eine Belohnung unserer Arbeit begrüßen.

Dabei bedenke man im übrigen noch eines. So treffend die Sprache es verstanden hat, unsere Leidenschaft zu charakterisieren, so gibt es doch deren wenige, welche sich so leicht dem Auge ihres Trägers entziehen. Der inhaltlich ungefärbte Betätigungs- und Verdrängungstrieb scheint seine volle Rechtfertigung durch die in der Konkurrenz liegenden und aufreizenden Umstände zu gewinnen; man glaubt mit bewusstem Willen zu schieben und vergisst, dass man auch durch einen instinktiven Drang geschoben wird. Und doch ist es gerade dieser, der das Moment der Leidenschaft entzündet.

Freilich ist damit auch die Erkennung und Feststellung des Vorhandenseins der Eifersucht im einzelnen Falle zu einer nicht selten schwierigen Aufgabe geworden. Rachsucht, Geiz, ja auch Neid

---

<sup>1)</sup> Psychologisch notwendig ist nur das mitschwingende Betätigungsgefühl, das an und für sich harmlos bleiben kann.

werden leicht für gewöhnlich dem Beobachter sichtbar werden, weil hier die Leidenschaften nicht überdeckt werden durch verständige und berechnete Motive. Die Eifersucht jedoch ist nur dann ohne weiteres klar, wenn sie offenbar ohne genügende reale Begründung auftritt, wenn z. B. ein Mann seine pflichttreue Gattin immerfort töricht verdächtigt und anklagt, wenn ein Künstler das erfolgreiche Streben und Arbeiten seiner Kollegen konsequent anfeindet. Für gewöhnlich aber wird sich der Liebhaber auf wenigstens für ihn zu Recht bestehende tatsächliche Vorwürfe stützen; der Künstler wird sachlich seine Gegnerschaft gegen die Genossen zu rechtfertigen suchen, und im legalen Konkurrenzkampfe wird man auch die energische und selbst mit aggressiven Mitteln arbeitende Vertretung der eigenen Interessen durch die Härte des Daseinskampfes entschuldigen können. Wieweit darin die Komponente der Eifersucht mitspricht, das kann man zwar im allgemeinen nach den zwei Hauptkriterien des fraglichen Affektes beurteilen: das Obwalten starker Verdrängungsimpulse, besonders wenn darin auch der Neid deutlich sich ausdrückt, und die fortgesetzte Friedlosigkeit sowie die Abschlussunfähigkeit in dem ganzen Kampfe, das pflegen Eigentümlichkeiten der Eifersucht zu sein.

Immerhin aber sind dies keine qualitativ eigenartigen Merkmale, und es ist wesentlich das Übermass der Affekte und Gefühle in dieser Richtung, welche uns veranlassen werden, in einer entsprechenden Situation die Einflüsse der Eifersucht zu erkennen. Und es wird uns auch dieses Schlussresultat nicht wundernehmen, wenn wir bedenken, dass der ganze Affekt in letzter Instanz auf einem alltäglichen psychischen Vorgange, den mitschwingenden Aktionsimpulsen, beruht. Trotz alledem bleibt jener ein Faktor von mächtigster und schädlichster Art in unserem sozialen Leben.

---



# GRENZFRAGEN

DES

# NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN

FÜR

GEBILDETE ALLER STÄNDE.

BEGRÜNDET VON

**Dr. L. LOEWENFELD**

UND

**Dr. H. KURELLA.**

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN  
DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

**HOFRAT DR. L. LOEWENFELD**

IN MÜNCHEN.

---

ZWÖLFTER BAND (HEFT 77—82).

Inhalt:

Bayerthal: Erbllichkeit und Erziehung in ihrer individuellen Bedeutung.

Jentsch: Musik und Nerven.

Birnbaum: Die krankhafte Willensschwäche und ihre Erscheinungsformen. Eine psychopathologische Studie für Ärzte, Pädagogen und gebildete Laien.

Hinrichsen: Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters.

Feis: Hector Berlioz eine pathographische Studie.

Friedmann: Über die Psychologie der Eifersucht.

---

**WIESBADEN.**

VERLAG VON J. F. BERGMANN.

1911.

---

*Nachdruck verboten.*

*Das Recht der Übersetzung in alle Sprachen vorbehalten.*

---

## Inhalts-Übersicht.

---

### **Erblichkeit und Erziehung in ihrer individuellen Bedeutung.**

Von Dr. Julius Bayerthal, Nerven- und Schularzt in Worms.

Vorwort.

- I. Einleitung.
  - II. Vererbungsproblem und Erziehung.
  - III. Die angeborenen Anlagen und die Erziehung.
    - A. Die Erziehung bei normaler Veranlagung.
    - B. Die Erziehung bei abnormer Veranlagung.
  - IV. Schluss.
- 

### **Musik und Nerven. II. Das musikalische Gefühl.**

Von Dr. Ernst Jentsch.

Vorwort.

- I. Die Formen der Gefühlszustände.
  - II. Die physiologische Theorie der Affekte.
  - III. Die Wirkungen der akutischen und rhythmischen Reize.
  - IV. Das musikalische Empfinden.
  - V. Über das musikalische Geniessen.
  - VI. Das pathologische musikalische Fühlen.
  - VII. Die musikalische Anlage.
- 

### **Die krankhafte Willensschwäche und ihre Erscheinungsformen.** Eine psychopathologische Studie für Ärzte, Pädagogen und gebildete Laien.

Von Dr. Karl Birnbaum, Anstaltsarzt der Berliner städtischen Irrenanstalt Buch.

- I. Allgemeine Vorbemerkungen.
  - II. Allgemeine Grundlagen und Erscheinungsformen der pathologischen Willensschwäche.
  - III. Die pathologische Willensschwäche in ihren Beziehungen zu bestimmten Krankheitsformen.
  - IV. Schlussbetrachtungen.
-



## Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters.

Von Dr. med. Otto Hinrichsen, Privatdozent in Basel.

- I. Dichter und pathologischer Schwindler.
  - II. Die „befreiende Kraft“ des dichterischen Schaffens.
  - III. Einfluss körperlicher Zustände auf die dichterische Konzeption. Die verschiedenen Stadien poetischen Schaffens.
  - IV. Visionäre Veranlagung, Dichtung, Halluzination.
  - V. Der objektive Traumcharakter des dichterischen Werkes. Schopenhauer und Freund.  
Literatur.
- 

## Hector Berlioz eine pathographische Studie.

Von Dr. Oswald Feis in Frankfurt a. M.

---

## Über die Psychologie der Eifersucht.

Von Dr. M. Friedmann, Nervenarzt in Mannheim.

Vorbemerkung.

1. Was ist und wie entsteht die Eifersucht?
  2. Über die psychologische Grundlage der Eifersucht.
  3. Einiges von den Wirkungen und Äusserungen der Eifersucht.
    - a) Im Allgemeinen.
    - b) Über die Eifersucht im Tierreiche.
    - c) Über die Entwicklung der Eifersucht im Gange der Kulturentwicklung.
  4. Über die Eifersucht in der Psychopathologie (die krankhafte Eifersucht)  
Schlussübersicht.
-





**THE LIBRARY**  
**UNIVERSITY OF CALIFORNIA**  
**San Francisco Medical Center**

**THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW**

Books not returned on time are subject to fines according to the Library Lending Code.

Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

30m-10,'61 (C3941s4) 4128

525473



3 1378 00525 4738

~~145623~~

# GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS

EINZEL-DARSTELLUNGEN  
FÜR  
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

BEGRÜNDET VON  
DR. L. LOEWENFELD UND DR. H. KURELLA.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES  
HERAUSGEGEBEN VON

Hofrat DR. L. LOEWENFELD  
IN MÜNCHEN.

---

LXXXII.

---

## ÜBER DIE PSYCHOLOGIE DER EIFERSUCHT

VON

Dr. M. FRIEDMANN,  
NERVENARZT IN MANNHEIM.

---

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1911.